

Das Magazin des Deutschen Studentenwerks

DSW JOURNAL

Der Polit-Ratgeber

Was Peter Strohschneider auf Hochschulen und Studentenwerke
zukommen sieht. Das Interview → **Seite 10**

FINANZIERUNGSHILFEN
Wie Darlehenskassen beim
Studieren helfen → **20**

EDELGARD BULMAHN
Wie die Ex-Bildungsministerin für
Chancengleichheit kämpft → **30**

GASTRONOMIE
Warum Großcaterer nicht immer
die beste Lösung sind → **34**

**Ich kann vielleicht nicht den Mann
meiner Träume finden. Aber ICH KANN
repressive Regierungschefs um
ihren Schlaf bringen.**



du kannst.

*Catrina Schläger, Studentin, engagiert sich für ai. Sie können es auch. www.amnesty.de
Spendenkonto 80 90 100, Bank für Sozialwirtschaft Köln, Bankleitzahl 370 205 00*

ai

amnesty international

FÜR DIE MENSCHENRECHTE

POSITIV KONTROVERS

Laut Plan sollte der Bologna-Prozess 2010 abgeschlossen sein. Seit zehn Jahren haben die europäischen Bildungsminister enorme Veränderungen im Hochschulbereich bewirkt. Der Bildungsstreik der Studierenden im Sommer, aber auch die Diskussionen in Fakultäten, Wissenschaftsredaktionen, Hochschullehrerverbänden haben verdeutlicht, dass alle Beteiligten mit auf die Reise genommen werden müssen, sonst funktionieren Bachelor und Master nicht. Schnell haben die Bundesbildungsministerin und einige Länder reagiert, plötzlich werden Anpassungen, Flexibilisierungen, eine »Reform der Reform« gefordert – quasi ein Bologna 2.0. Grund genug für uns, genauer nachzufragen. Zum Beispiel beim Wissenschaftsrat. Was dessen Vorsitzender Peter Strohschneider persönlich rät_S. 10

In Deutschland vernebelt die schon habituelle Kritik, was bei Bachelor und Master schief läuft, oft den Blick auf das Positive. Das Ausland dagegen beobachtet die europäischen Hochschulreformen sehr aufmerksam. Denn ein hervorragendes europäisches Hochschulsystem kann anderen Weltregionen Konkurrenz machen. Eine Sicht von außen, aus den USA_S. 14

Warum wird die Bologna-Debatte in Deutschland überhaupt so kontrovers geführt?, fragt der Sozialwissenschaftler Wolf Wagner, Autor des Standardwerks »Uni-Angst und Uni-Bluff«_S. 16

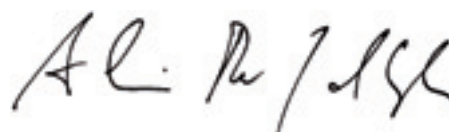
Akkreditierung ist in aller Munde. Um was es sich dabei wirklich handelt, was der Akkreditierungsrat und die Agenturen wirklich machen, wissen die wenigsten. Dem Wesen und Unwesen von Akkreditierung im Hochschulbereich im Zuge des Bologna-Prozesses ist Britta Mersch auf den Grund gegangen_S. 18

Es gibt sie seit fast 140 Jahren – die Darlehenskassen der Studentenwerke. Sie helfen Studierenden in finanziellen Notlagen mit einem zinsfreien Darlehen. So manchem Studierenden hat dieser »Notgroschen« den erfolgreichen Abschluss des Studiums ermöglicht. Die Reportage_S. 20

Es gibt viele Formen von Sucht. Die bekanntesten sind Alkohol, Zigaretten und Medikamente. In den vergangenen Jahren ist die Internet-Sucht hinzugekommen. Es ist keine Seltenheit mehr, dass Studierende in digitale Welten abtauchen und dabei den realen Boden unter den Füßen verlieren. Über die Gefahren des Mausclicks_S. 28

Tradition muss nicht schlecht sein. In der Großverpflegung wurde Outsourcing an vermeintlich preisgünstigere externe Caterer lange Zeit nicht hinterfragt, auch einzelne Hochschulen liebäugeln noch so manches Mal damit. Nun erinnern sich viele Unternehmen wieder wehmütig an die frühere Speisenqualität und betreiben ihre Großküchen zunehmend wieder in Eigenregie. Nur: Ist der Ruf in die Qualität der Verpflegung erst einmal zerstört, dauert es Jahre, neues Vertrauen beim Kunden aufzubauen – auch wenn das Essen mittlerweile sehr gut ist_S. 34

Eine spannende Lektüre wünscht
Ihr



Achim Meyer auf der Heyde

Generalsekretär des Deutschen Studentenwerks
achim.meyeraufderheyde@studentenwerke.de

»Bachelor und Master funktionieren nur, wenn wirklich alle Beteiligten mit auf die Reise genommen werden«



Interview_»Fit für die Wildnis

Analyse_Vorbild Bologna?



10



14

■ CAMPUS

- 6_Kurznachrichten**
schnell, knapp & informativ
- 6_Zahlenwerk**
Auf einen Blick
- 8_Glosse**
Wer bietet mehr?
- 9_Eine Frage ...**
an die bildungspolitischen Experten
aus den Bundestagsfraktionen

■ POLITIK

- 10_»Fit für die Wildnis des Daseins«**
Ein Interview mit Peter Strohschneider
über die Zukunft der Hochschule
- 14_Vorbild Bologna?**
Was die USA vom Bologna-Prozess
lernen können - und umgekehrt
- 16_Das Uni-Sakrileg**
Die Ursache der deutschen
Bologna-Kontroverse
Ein Kommentar von Wolf Wagner
- 18_Zähe Akkreditierung**
Über das Wesen und Unwesen der
Akkreditierung an Hochschulen





20

30

Heft 3
September 2009

PRAXIS

20_Tatort Darlehenskasse

Eine besondere Finanzierungshilfe

24_Studium possible

Serie: Die Zukunft beginnt!
Studentenwerk Marburg

26_Hommage an das Ess-Tablett

Die »Speiseplatte 260« ist
wieder im Kommen

28_Campus digitale

Studierende neigen immer mehr
dazu, die virtuelle Welt der realen
vorzuziehen

PROFILE

30_Kämpferin für Chancengleichheit

Was macht eigentlich
Edelgard Bulmahn? Ein Porträt

PERSPEKTIVE

34_Vom Wert der Küche

Hochschulgastronomie:
Outsourcen ist wieder out

COMMUNITY

36_Elite in Berlin

37_DSW-Kurzporträt

Jessica Fischer

37_Medien

STANDARDS

3_Editorial

4_Inhalt

37_Impressum

38_Standpunkt

INHALT



Lass mich Dein Kommilitone sein

HOCHSCHULWERBUNG Deutsche Hochschulen werden immer kreativer, um Abiturienten auf sich aufmerksam zu machen. Mit Hip-Hop will sich jetzt die TU Berlin in die Herzen der Schüler singen. Zum Download oder als Klingelton gibt es den neuen Song des Rapper-Duos »Rapucation« auf den Internetseiten der TU. In »Sommer am Ernst-Reuter-Platz« geht es um den Campus-Alltag und wie es ist, die Traumfrau an der TU zu treffen und gleich wieder aus den Augen zu verlieren: »Lass mich Dein Kommilitone sein, ich schreib Dir auch jede Hausarbeit. Immatriculiere mich in Dein Herz, es wär' ein Candle-Light-Dinner in der Mensa wert.« Dass Bildung Spaß machen darf, haben die beiden Musiker *Robin Haefs* und *Vincent Stein* schon einmal bewiesen: In einem Projekt an Berliner Grundschulen zeigten sie, dass Unterrichtsstoff sich auch in Rap-Songs vermitteln lässt – die beteiligten Schüler waren begeistert. *aww*

→ www.tu-berlin.de/?id=62985

Foto: Rapucation

ZAHLENWERK Auf einen Blick

Allgemein 58 Studentenwerke mit 15 982 Mitarbeiter/innen kümmerten sich im Wintersemester 2008/2009 um das Wohl von 1,88 Millionen Studierenden, darunter rund 250 000 internationale Studierende (Anteil: 12 Prozent).

Die Gesamteinnahmen der Studentenwerke beliefen sich im Wirtschaftsjahr 2008 auf rund 1,24 Milliarden Euro: 811,3 Millionen Euro erwirtschaftete Einnahmen, rund 175 Millionen Euro Semesterbeiträge und 32,9 Millionen Euro sonstige Zuschüsse. Als Aufwandsersatzung für die Förderungsverwaltung erhielten die Studentenwerke 76,5 Millionen Euro.

Studienfinanzierung Bei der Ausbildungsförderung nach dem BAföG wurden im Berichtsjahr 1,546 Milliarden Euro Förderungsmittel ausgezahlt. Die Zahl der Förderungsfälle ist im Wintersemester 2008/2009 mit rund 350 000 Studierenden gegenüber dem Wintersemester des Vorjahrs um circa 5 Prozent gestiegen. Die Quote der geförderten deutschen Studierenden betrug im Berichtszeitraum 21,3 Prozent.

Hochschulgastronomie Bundesweit bieten die Studentenwerke in 762 Mensen, Cafeterien, Restaurants, Bistros und Café-

bars Dienstleistungen rund ums Essen und Trinken an. Insgesamt gibt es 210 311 Tischplätze. Der Gesamtumsatz in der Hochschulgastronomie betrug 2008 knapp 341 Millionen Euro.

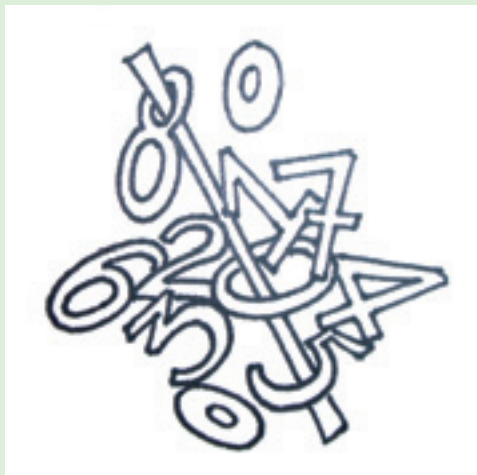
Wohnen Die Studentenwerke bewirtschaften von den 224 885 mit öffentlichen Mitteln geförderten Wohnplätzen 181 285 (circa 80 Prozent). Die durchschnittliche monatliche Miete für einen Wohnplatz beträgt 196,29 Euro.

Beratung 43 Studentenwerke verfügen über Psychologische und Sozial-Beratungsstellen, 39 Studentenwerke über spezifische Beratung für Studierende mit Behinderung/chronischer Krankheit. Die Zahl der Beratungskontakte lag 2008 in der Psychologischen Beratung bei circa 80 000, in der Sozialberatung belief sich die Zahl der Einzelgespräche auf rund 72 000.

Kinder Etwa 7 Prozent der Studierenden haben ein oder mehrere Kinder. Bundesweit unterhalten die Studentenwerke insgesamt 194 Kindertageseinrichtungen mit 6190 Plätzen in eigener Trägerschaft oder unterstützen Kinder-

tageseinrichtungen in fremder Trägerschaft.

Quelle: Studentenwerke im Zahlenspiegel 2008/2009





»en passant«

KULTUR IM BAHNHOF Was verbindet die Deutsche Bahn, eine Hochschule und ein Studentenwerk? Zumindest in Offenbach am Main seit neuestem Ausstellungsräume für junge Kunst. Von der Bahn nicht mehr genutzte Räume im Hauptbahnhof wurden der Hochschule für Gestaltung Frankfurt am Main, das auch die Hochschule für Gestaltung in Offenbach betreut, wurden die großen, hellen, aber auch etwas heruntergekommenen Räume mit einer Deckenhöhe von sieben Meter in einen attraktiven Ausstellungsort verwandelt. Im Hauptbahnhof kooperiert das Studentenwerk schon länger mit der Hochschule: Es verwaltet die hier vor einiger Zeit ebenfalls entstandenen Atelierwohnungen für Studierende. Die erste Ausstellung in den neuen Räumen wurde – in Anspielung an den Ort – unter dem Titel »en passant« eröffnet. *avw*

→ www.studentenwerkfrankfurt.de

Foto: Hochschule für Gestaltung Offenbach am Main

Wortmeldungen

»Ich habe gestern in meiner Vorlesung gefragt, wer nebenbei arbeiten muss. 90 Prozent der Anwesenden haben sich gemeldet. Muss jemand an vier Tagen pro Woche sechs Stunden kellnern, kann er in dieser Zeit nicht den »Mann ohne Eigenschaften« lesen«

»Wer wird Millionär?«-Gewinner Eckhard Freise, Geschichtsprofessor in Wuppertal, in Der Spiegel vom 18. Mai 2009

»Es gab Zeiten, da hatten Menschen existenzielle Anliegen und gingen in die Politik, um sich durchzusetzen. Heute studieren sie etwas, werden Politiker und warten, dass ein Thema frei wird«

Marian Blasberg und Roman Pletter im ZEIT-Dossier vom 14. Mai 2009

»Jahre lang war das Studium ein geschützter Raum, in dem man selbstbestimmt lernen konnte. Jetzt haben Studenten bei allem ein schlechtes Gewissen, was nicht auf den Beruf ausgerichtet ist«

Der Politikprofessor Alex Demirovic in der Berliner Zeitung vom 17. Juni 2009

»Nicht die Armen sind immer die Dummen, sondern die Dummen sind immer arm. Schlechte Bildung ist die Ursache. Armut ist die Folge«

Walter Wüllenweber im Stern vom 22. Juni 2009



In support of
**2009 World Conference
on Higher Education**
The New Dynamics of
Higher Education and Research for
Societal Change and Development

Forschung, Lehre, Student Affairs

STUDENT SERVICES Auf der UNESCO-Weltkonferenz zur Höheren Bildung haben sich die Student Services-Organisationen im Juli 2009 in Paris erfolgreich für mehr Service- und Beratungsangebote für Studierende eingesetzt. In einem vom Deutschen Studentenwerk initiierten Memorandum hoben sie die Bedeutung der Student Services als dritte Säule neben Forschung und Lehre für exzellente Hochschulbildung hervor. Die UNESCO nahm die »Student Services« in ihr Abschlusskommuniqué auf. *ml*

→ www.studentenwerke.de

In der Mensa mit ...

DR. ECKART VON HIRSCHHAUSEN Es ist wieder so weit: Ein Promi kehrt an seine ehemalige Hochschule und in seine ehemalige Mensa zurück. Der Kabarettist Dr. Eckart von Hirschhausen stellt sich diesmal der Herausforderung und spricht in der Triplex-Mensa des Studentenwerks Heidelberg mit ZEIT CAMPUS-Redakteur Philipp Schwenke über seine Studienzeit und alles, was danach kam. *ml*
Dienstag, 24. 11. 2009, 18:00 Uhr, Eintritt frei.

→ www.veranstaltungen.zeit.de



Foto: Frank Eidel

Preis für Ehrenamt

JUBILÄUM Seit zehn Jahren zeichnet das *Studentenwerk Hannover* Studierende aus, die sich neben dem Studium für ihre Kommilitonen engagieren. Anlässlich dieses Jubiläums überreichte die Bundesministerin Ursula von der Leyen im Juni 2009 in der Leibniz Universität Hannover den »Studentenwerkspreis für soziales Engagement in den Hochschulen«.

Gewonnen haben vier Studierende und drei studentische Gruppen, sie wurden mit 500 bis 1500 Euro geehrt. Mit ihren Projekten unterstützen sie zum Beispiel ausländische Studierende, Studierende mit Kind oder mit Behinderungen. In den vergangenen zehn Jahren hat das

Studentenwerk 55 Studierende und studentische Gruppen ausgezeichnet. Mit dem Preis soll auch erreicht werden, dass die Leistungen der ehrenamtlich an den Hochschulen tätigen Studierenden in der Öffentlichkeit sichtbar werden. *jaw*

→ www.studentenwerk-hannover.de



Foto: Studentenwerk Hannover

Plakate auf Reisen

WETTBEWERB 218 Design-Studierende haben sich am diesjährigen bundesweiten Plakatwettbewerb mit dem Titel »Elite! Für alle?« mit 344 Plakatmotiven beteiligt. Es wäre eine Schande, diese kreativen, provokanten und sehenswerten Entwürfe der Allgemeinheit vorzuenthalten. Daher gehen 30 ausgewählte Plakate auf die Reise und werden in 15 Studentenwerken gezeigt. In Bochum im Juni 2009 begonnen, gefolgt von vielen Zwischenstationen, kann die Ausstellung bis zum krönenden Abschluss im Januar 2011 (im Studierendenwerk Trier) an 19 Orten besichtigt werden. *ml*

Die Route im Überblick:

→ www.studentenwerke.de →

Kultur → Plakatwettbewerb → Info



Foto: Simon Noack

Glosse

Wer bietet mehr?

So gut hätten wir es früher auch gerne gehabt! Den Studierenden wird heutzutage der rote Teppich ausgerollt. Noch bevor die jungen Leute ihren Fuß in die erste Vorlesung setzen, dürfen sie schon in den großen Sack der Geschenke greifen, den die Hochschulen für sie bereithalten: Netbook, BahnCard 50, Segeltörn oder Gratis-Wohnung – was darf's denn sein? In Paderborn beispielsweise gibt's für alle Studienanfänger ein Netbook. Zehn Zoll, topaktuell und komplett geschenkt! In Potsdam versüßt die Universität allen Neumatrikulierten den Abschied von Mami und Papi mit einer BahnCard 50. Und nicht genug, dass Studierende mit Hauptwohnsitz Greifswald auf dem Segelschiff Greif über die Ostsee schippern dürfen – nein, sogar Oberbürgermeister und Rektor segeln mit, um die Studis mal so richtig zu verwöhnen. Die Viadrina in Frankfurt (Oder) legt den Studierenden für ein halbes Jahr mietfreie Wohnungen zu Füßen und die Stadt – als Sahnehäubchen – die Semestergebühr obendrauf. Die Hoch-



schulen benehmen sich heuer wie früher die Bräute, zu denen sich ohne satte Brautgabe kein Ehemann ins Bett legte. Als wir studierten, da wurde noch nicht so schamlos um die Studierenden gebuhlt. Es galt den steinigen Weg über die ZVS zu nehmen. Dankbar war man, wenn man statt im Wunsch-Ort Berlin bloß in Erlangen und nicht gleich in Homburg landete. Wo soll dieser Geschenke-Segen denn noch hinführen? Demnächst legt man den Studierenden gleich ein Eigenheim zu Füßen und den Dokortitel gibt es gratis dazu? Oder es wird verhandelt: zwei Semester Cottbus gegen ein Jahr gratis Fitness-Studio samt Sauna und Rückenmassage in einer Stadt freier Wahl? Paradiesische Zeiten? Ich will ja nicht schadenfroh sein, aber nach der Hochzeitsnacht wird es für den ein oder anderen Studierwilligen ein böses Erwachen geben: Spätestens dann, wenn er im Hochschulalltag angekommen ist. Da wird sich mancher statt Sauna und Rückenmassage die Zeiten von Magister und Diplom zurückwünschen. *Ihr Constantin Quer*

Illustration: Marie-Annick Le Vaillant

Tatort Küche

HITCHCOCK Der Raum liegt im Halbdunkel, Metalltische glänzen unheimlich, seltsame Instrumente schimmern, ein Mann tritt aus dem Schatten, seine Hand greift zum Messer – und macht das Licht an: Unerwartet und spannend beginnt der Film des *Studierendenwerkes Trier* über den Alltag in der Großküche der Unimensa. Da die Mensa-Führungen ständig ausgebucht waren, machte Geschäftsführer Andreas Wagner aus der Not eine Tugend und ließ Köche und Servicekräfte einen Tag lang von einer Kamera begleiten. Eingestellt auf »YouTube« geht's im Neun-Minuten-Film durch den Alltag der Mensaküche. 3000 Essen täglich bedeuten exaktes Timing, ausgetüftelte Logistik und viel Hightech. Groß wie eine Badewanne ist die Friteuse, der Quirl läuft auf Rädern, den Schneebesen gibt es nur in XXL und die Geschirrspülanlage sucht mit Videoüberwachung und vollautomatischer Sortierung ihresgleichen in Trier. Trotzdem wird noch vieles von Hand



Screenshot

erledigt. Zuende ist der Tag erst, wenn am Schluss wieder alles blinkt. Und morgens um 6:30 Uhr heißt es dann wieder: Tatort Küche! *aww*

→ www.youtube.com → [Studiwerk Trier](http://StudiwerkTrier.de)

Eine Frage ...

Inwiefern muss bei der Bachelor-/Master-Umstellung nachgebessert werden?

– möchte das DSW-Journal von den Experten der Bundestagsfraktionen wissen



Uwe Barth MdB, FDP

Der Bologna-Prozess krankt daran, dass viel zu hohe Erwartungen geweckt wurden, die nicht eingehalten werden konnten. Durch eine dem Betreuungs- und Verwaltungsaufwand angemessene Finanzierung der Hochschullehre müssen die Studienbedingungen verbessert werden. Zusätzlich bedarf es verbesserter Beratungs-, Darlehens- und Stipendienangebote, um Studierende zu unterstützen.

→ www.uwe-barth-thuringen.de



Kai Gehring MdB, Bündnis 90/Die Grünen

Zu einer zweiten Bologna-Reformstufe gehören eine Revision der Studieninhalte, eine bessere Betreuung für Studierende sowie innovative Lehrkonzepte. Auslandsaufenthalte müssen zeitlich machbar sein. Dafür braucht es auch sieben- und achtsemestrige Bachelor. Anstelle neuer Übergangshürden sollten BA-Absolventen/innen die Möglichkeit erhalten, einen Masterstudiengang zu studieren.

→ www.kai-gehring.de



Cornelia Hirsch MdB, Die Linke

Solange der Bologna-Prozess alle seine zentralen Versprechen nach mehr Mobilität oder besserer Studienqualität bricht, ist er zum Scheitern verurteilt. Mit mehr Beteiligung der Studierenden und mit einer neuen sozialen Grundlage – insbesondere der europaweiten Gebührenfreiheit des Studiums – wird er dagegen an Akzeptanz gewinnen können.

→ www.nele-hirsch.de



Dr. Ernst Dieter Rossmann MdB, SPD

Wir brauchen: 1) Flexiblere BA-Studiengänge mit sechs bis acht Semestern, damit mehr Lernautonomie und mehr Auslandsaufenthalte (Mobilität) möglich sind. 2) Bessere Beratung und Betreuung der Studierenden und bessere Lehre für alle. 3) Verbreiterung des Zugangs zu MA-Studiengängen. 4) Besser abgestimmte Anerkennung von Credit Points zwischen den Hochschulen.

→ www.ernst-dieter-rossmann.de



Marion Seib MdB, CDU/CSU

Die Bologna-Erklärung von 1999 resultierte aus der Erkenntnis, dass ein weltweiter Wettbewerb um kluge Köpfe einen einheitlichen europäischen Hochschulraum erfordert und dass in Deutschland eine andere Organisationsform der Hochschulausbildung notwendig ist, die auch die Hochschulen unterstützten.

Sie sind gefordert, die Ziele umzusetzen. Das wurde bisher versäumt.

→ www.marion-seib.de

»Fit für die





Wildnis des Daseins«

PETER STROHSCHNEIDER Wertschätzung der Studierenden statt Missachtung, mehr Erziehung, Sozialisationsaufgaben und Beratung im Bologna-Prozess: Der Vorsitzende des Wissenschaftsrats sieht Hochschulen und Studentenwerke vor großen Aufgaben.

DSW-Journal: Der Wissenschaftsrat berät Bund und Länder in der Wissenschaftspolitik. Sind Sie mit der Situation heute zufrieden?

Strohschneider: Mit der Situation im Wissenschaftssystem kann man nie vollständig zufrieden sein. Dass aber die drei Pakte für Wissenschaft und Forschung im Volumen von 18 Milliarden Euro verabschiedet wurden, das ist ein enormer wissenschaftspolitischer Erfolg. Die Rahmenbedingungen waren und sind schwierig: Die Finanz- und Wirtschaftskrise begrenzt die Handlungsräume, das Dauerwahljahr erschwert politische Übereinkünfte. Dennoch haben die Politikfelder Bildung und Wissenschaft inzwischen hohe Priorität, die auch bei Investitionsprogrammen oder dem Zuschnitt des Bundeshaushalts nicht ignoriert werden können.

Neben Hochschulpakt, Exzellenzinitiative und Forschungspakt bleibt freilich als dringlichste wissenschaftspolitische Aufgabe die Verbesserung der Qualität der Lehre. An den notwendigen Instrumenten wie auch an der Bereitstellung der dafür zusätzlich erforderlichen Finanzmittel muss die Wissenschaftspolitik weiter arbeiten.

Der Wissenschaftsrat hat empfohlen, dass mindestens 40 Prozent der Schul-Absolventen studieren sollen. Wie kommen Sie auf diese Zahl?

Diese hohe Zielzahl ist allgemeiner Konsens in der Wissenschaftspolitik. Die Entwicklungen der wissenschaftlich-technischen Zivilisation gehen mit fortschreitender Akademisierung einher. So ist in den 30 Jahren zwischen 1974 und 2004 die allgemeine Beschäftigungsquote um 14 Prozent gestiegen, im Wesentlichen infolge →

→ der Zunahme der weiblichen Erwerbstätigkeit, während sich die Beschäftigungsquote bei den Akademikern im gleichen Zeitraum verdreifacht hat. Angesichts der demografischen Prognosen, nach denen die Gesamtbevölkerung schrumpfen wird und die Generation der sehr gut ausgebildeten »Babyboomer« ersetzt werden muss, ist ein Anstieg der Studierendenquote erforderlich – wenn wir das bisherige Qualifikationsniveau wenigstens aufrechterhalten wollen. Und übrigens würden bei sinkenden Bevölkerungszahlen selbst gleichbleibende Studierendenzahlen zu einem proportionalen Anstieg der Studierendenquote führen.

Sie haben die Sorge geäußert, dass sich zu wenige Abiturienten für ein Studium entscheiden. Liegt das an der Studienfinanzierung oder hängt das auch mit den neuen Studiengängen zusammen?

Junge Menschen, die einen akademischen Familienhintergrund haben, nehmen die ökonomischen Lasten und Risiken eines Studi-

Die Diversifizierung des Lehrangebots entspricht nicht der generellen Diversifizierung sozialer Lagen. Trotzdem fordern Sie eine bessere Qualität der Lehre.

Ich vermute, dass die Mehrzahl der Studierenden ihre Entscheidungen nicht nur nach dem Studienfach, sondern auch nach dem Studienort trifft. Es ist eine große Stärke des deutschen Hochschulsystems, dass es akademische Bildung und Ausbildung in großer Breite auf einem soliden Niveau anbietet. Es gibt allerdings einen Prozess der Diversifikation der Hochschulen, der freilich ebenso am Anfang steht wie die Neigung der Studierenden, ihre Studienortentscheidung auch am Kriterium der Lehrqualität zu orientieren. Mit einer besseren Qualität von akademischer Lehre verbinde ich die Vorstellung, dass Forschung und Lehre in der Hochschule die gleiche Wichtigkeit zugemessen wird. Lehre ist eine Kernaufgabe der Hochschule und sie darf daher gegenüber der Forschung nicht als nachrangig behandelt werden.

Kommen wir zum Bologna-Prozess. Müssten wir nicht die neuen Studiengänge entfrachten, und stattdessen den Studierenden mehr Möglichkeiten und Anregungen zur Selbstorganisation, zum Selbststudium geben?

Das kann man schwer pauschal beantworten. Die Elektrotechnik, mehr noch die Medizin ist immer schon ein stark durchstrukturierter Studiengang gewesen, die Germanistik dagegen nicht. Sie hat öfter nach dem Motto gelebt: Wer hier durchkommt, der ist fit für die Wildnis des Daseins.

Beides könnte man durchaus ändern, etwa indem man innerhalb eines Fachs, zwischen den Universitäten, aber auch innerhalb einer Universität zu unterschiedlichen Studienangeboten kommt – und zwar nach Neigungen und Kompetenzen. So könnte ein Studiengang in einem Fach X relativ wenige Vorgaben machen und dafür entsprechend hohe Anforderungen an Selbstmotivation, Selbstorganisation und Selbstdisziplin von Studierenden stellen. Ein solcher Studiengang würde dann zu anderen kognitiven wie sozialen Qualifikationen führen als ein Studiengang, der den Studierenden durch recht detaillierte Vorgaben die Selbstverantwortung leichter macht.

Meine beiden studierenden Kinder zum Beispiel, die sich beide in den Geisteswissenschaften bewegen, tun das doch auf sehr verschiedene Weise. Meine Tochter studiert, als ob sie einen durchstrukturierten Bachelor machen würde, ganz pragmatisch orientiert und mit sehr konkreten Zielen. Mein älterer Sohn hingegen studiert auf eine sozusagen alteuropäische Weise, der es zunächst einmal um intellektuellen Erfahrungsreichtum geht. Und das eine wie das andere muss es geben können. Warum sollte das Wissenschaftssystem ausgerechnet in einer sich immer weiter verwissenschaftlichenden Zivilisation nur ein Einheitsmodell von Studium vorsehen?

Allerdings haben Öffnungen, wie ich sie hier andeute, selbstverständlich Implikationen, beispielsweise für die formalen Zertifikate. Diese sind in der deutschen Bildungstradition besonders wichtig,

»Ein strukturelles Problem des deutschen Bologna-Prozesses liegt darin, dass er Student Affairs einfach ignoriert«

ums ganz anders an als Menschen, die nicht solche Sozialisationshintergründe und die mit ihnen oft verbundenen finanziellen Sicherheiten haben. Sodann wurde erst im Anschluss an die Einführung von Studiengebühren über die erforderlichen Stipendiensysteme nachgedacht. Und die wenigen Kreditmöglichkeiten, die es bislang zur Studienfinanzierung gibt, sind viel zu teuer. Selbstverständlich kann man sich auch fragen, ob die Studienreform den heterogener werdenden Voraussetzungen und Ansprüchen der Studierenden wirklich gerecht wird.



ZUR PERSON **Peter Strohschneider**

53, geboren in Stuttgart, studierte von 1975 bis 1982 Germanistik und Geschichte, Rechtswissenschaft, Soziologie und Politikwissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München. 1984 promovierte er in München und habilitierte sich 1991 für das Fach Deutsche Sprache und Literatur des Mittelalters. Von 1993 bis 2002 war er Professor für Germanistische Mediävistik und Frühneuezeitforschung an der Technischen Universität Dresden. Seit 2002 ist Strohschneider Professor für Germanistische Mediävistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Im Jahr 2005 wird er Mitglied des Wissenschaftsrats, 2006 dessen Vorsitzender. Strohschneider ist verheiratet und hat drei Kinder.

weil vor allem über sie soziale Positionszuweisungen vorgenommen werden. Deutlich anders ist das etwa in den USA, wo dem Job im Verhältnis zur Profession eine ganz andere Bedeutung zukommt. Solche soziokulturellen Unterschiede etwa zwischen deutschen und angelsächsischen Bildungs- und Berufstraditionen muss man deutlicher als bisher als Problemhintergründe des Bologna-Prozesses zur Kenntnis nehmen. Die Einheitlichkeit, die er produzieren will, unterstellt er sozusagen schon als Voraussetzung.

In den anglo-amerikanischen und asiatischen Ländern gibt es auch eine ausgeprägte Kultur der Student Affairs. Müssen diese beim Bachelor- und Master-Modell an den Hochschulen und in den Studentenwerken nicht noch gestärkt werden?

Das ist noch eine andere Dimension: Wir verstehen Hochschule ja als Kommunikation unter Erwachsenen. Die Strukturen in anderen Ländern sind vielfach anders. Ein College fängt man mit 16 Jahren an, und es ist noch ganz direkt auch eine Sozialisationsinstanz. Man kann das übrigens schon an den Wörtern erkennen: Higher Education Sector. Das ist etwas anderes als das deutsche Hochschulsystem. Und in ihm haben die Student Affairs auch andere Funktionen und Verantwortlichkeiten. Ein strukturelles Problem des deutschen Bologna-Prozesses liegt darin, dass er Student Affairs einfach ignoriert.

Und man muss die Dimensionen des Hochschulwesens bedenken: Bei zwei Millionen Studierenden gibt es einen beträchtlichen Bedarf an sportlichen, kulturellen, ästhetischen Angeboten sowie an sozialen, psychologischen und ökonomischen Hilfestellungen.

Wir als Studentenwerke sind nicht unbedingt in den Erziehungs-, aber in den Beratungskonzepten fachkundig. Berücksichtigen Sie die Studentenwerke und die Student Affairs eigentlich bei den Empfehlungen des Wissenschaftsrats?

Durch die Verkürzung der Gymnasialzeiten werden die Studienanfänger auch in Deutschland künftig jünger sein. Zugleich beobachte ich eine Verschiebung von Erziehungsaufträgen. Mit der Veränderung von Familienstrukturen, der Verstädterung, der wachsenden Trennung von Arbeits- und Wohnwelten werden primäre Sozialisationsaufgaben in wachsendem Maße an professionalisierte Bildungsinstanzen abgegeben – an Kindertagesstätten und Grundschulen zum Beispiel. Diese Einrichtungen müssen immer mehr primäre Sozialisationsaufgaben übernehmen, die sie früher nicht hatten, und sie können das nur zu Lasten kognitiver Vermittlungsleistungen tun. Und das setzt sich durch das ganze System fort: Die Gymnasien sagen, sie bekommen Schulkinder aus den Grundschulen, die nicht mehr so sind wie vor 20 Jahren, und die Universitäten sagen, sie bekommen Leute aus den Gymnasien oder Fachschulen, die nicht mehr das können, was Studienanfänger vor 20 Jahren noch konnten. Das führt auf allen Stufen des Erziehungssystems zu Funktionsausweitungen, und darauf sind die jeweiligen Institutionen nicht gut genug vorbereitet.

Also mehr Erziehungsaufgaben, mehr Betreuung, Beratung, Begleitung. Können Sie den Studentenwerken künftig da eine Rolle zuerkennen?

Nach meiner Erfahrung ist an der Universität, die ich als Student kennen gelernt habe und an der ich jetzt eine Professur habe, das Studentenwerk für die Studierenden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wichtiger geworden.

Es ist überhaupt wichtig, den Studierenden Wertschätzung entgegen zu bringen, sie ernst zu nehmen. Die Hochschule muss ihnen zeigen, dass es ihr um sie geht und dass das Studium nicht ein großes Fließband ist, auf dem standardisierte Bauelemente zusammengesetzt werden. Und in diesem Zusammenhang sind Studentenwerke für die Kultur der Hochschulen von erheblicher Bedeutung.

Mein Eindruck ist, dass die deutschen Hochschulen noch immer den Studierenden viel zu oft Desinteresse, zuweilen gar Missachtung signalisieren, auch zum Beispiel in ihrer Architektur und ihren sozialen Formen. Wenngleich sich gerade in dieser Hinsicht derzeit einiges ändert – bei den Absolventenfeiern etwa. Oder wenn die Universität Freiburg ein über Jahrzehnte heruntergekommenes Kolleggebäude aufwendig denkmalgerecht saniert, und man dann beobachten kann, dass es plötzlich keine Graffiti mehr gibt: Weil die jungen Leute sich wertgeschätzt fühlen, nehmen sie ernst, was ja für sie da ist, und behandeln es pfleglicher. In solchen Zusammenhängen haben Studentenwerke zentrale Funktionen. Und in dem Maße, in dem die Hochschulen größer und heterogener werden, wird ihre Bedeutung deswegen weiter wachsen. ■

Vorbild Bologna?

AUßENSICHT Während in Europa die Umsetzungsprobleme im Bologna-Prozess im Fokus stehen, werden die europäischen Hochschulreformen von den USA aufmerksam beobachtet. Was die USA von Europa lernen (könnten) und wir von ihnen.

__In der europäischen Diskussion kaum wahrgenommen, hat das einflussreiche Washingtoner Institute for Higher Education Policy bereits im Mai 2008 unter dem Titel »Der Bologna-Club: Was das US-Hochschulwesen von einem Jahrzehnt des europäischen Umbaus lernen kann« eine Analyse der Kernelemente des Bologna-Prozesses vorgenommen. In seinen Schlussfolgerungen attestiert Autor Clifford Adelman der »weitreichendsten und ambitioniertesten Hochschulreform«, sie könne leicht zum »global dominierenden Hochschulmodell der nächsten Jahrzehnte« und zum Vorbild für Veränderungen des amerikanischen Hochschulwesens werden.

Das US-Hochschulsystem sieht Adelman derzeit so heterogen wie ehemals den Bologna-Raum und daher reformbedürftig: Wenige Elite-Universitäten existieren neben einer großen Zahl staatlicher Hochschulen und Colleges, deren akademische Qualität enorm unterschiedlich ist. Obwohl formell vergleichbar, differieren Abschlüsse stark in ihrer inhaltlichen Ausrichtung, einheitliche Regelungen für die Anerkennung von Studienleistungen fehlen. Studienortwechsel sind deshalb selbst innerhalb der USA kaum möglich. Das Wissensniveau der Studienanfänger sei sehr unterschiedlich und bisweilen so niedrig, dass Hochschulen für Studienanfänger Einstiegsurse auf Sekundarniveau anbieten müssen. Internationale Mobilität und Sprachkenntnisse US-amerikanischer Studierender hinken weit hinter Europa her.

Um das US-System zu verbessern, nennt Adelman mehrere Charakteristika der

Bologna-Reformen: die Orientierung der Studienabschlüsse an Lernergebnissen und Kompetenzen (Qualifizierungsrahmen), die Umsetzung der Lernziele in vergleichbaren Studiengängen und einheitlichen Punktesystemen (ECTS), die Ausweitung des Hochschulzugangs mit Hilfe nicht-traditioneller

»Die europäische Hochschulreform kann leicht zum global dominierenden Hochschulmodell der nächsten Jahrzehnte und zum Vorbild für Veränderungen des amerikanischen Hochschulwesens werden«

Zulassungswege, die inhaltliche Beschreibung von Abschlüssen in einem Diploma Supplement und die Soziale Dimension.

Für Adelman verschärfen vergleichbare Studiengänge in Europa die internationale Konkurrenz der US-Absolventen auf dem Arbeitsmarkt, nicht nur über formell kla-

rere und einheitliche Titel wie BA, MA und Dokortitel, sondern vor allem durch bessere inhaltliche Vergleichbarkeit sowie die fachliche Beschreibung der Lernergebnisse im Diploma Supplement. Die Fokussierung auf das Studienergebnis ermögliche es europäischen Studierenden, transparent und nachvollzieh-

bar darzustellen, was sie gelernt haben. Innerhalb der USA dagegen bleibe unklar, was sich inhaltlich hinter einem MA von dieser oder jener Universität verbirgt.

Die Abstimmung über das zu erwerbende Fachwissen sowie über die allgemeinen wissenschaftlichen und sozialen Kompetenzen zwischen Fachbereichen, Hochschulen und verschiedenen Ländern bildet laut Adelman ein großes Potenzial der Bologna-Reformen. Die Harmonisierung – nicht Standardisierung – der Lernziele erleichtere die (inter-)nationale Mobilität. Darüber hinaus führe das ECTS-Modell zur Bewertung von Studienleistungen automatisch zur Reform der Lehrpläne. Zugleich stelle ein System der Erhebung des Studienaufwands die Studierenden ins Zentrum der Lehre, während in den USA nach wie vor der zeitliche Kontakt von Studierenden mit Lehrenden gemessen werde und Vorbereitungszeiten, Nacharbeiten und Bibliotheksstunden hinzuaddiert würden.

KOMPAKT

LITERATUR

Clifford Adelman: »The Bologna Club. What U.S. Higher Education can learn from a Decade of European Reconstruction«, Institute for Higher Education Policy (Washington DC), 2008.

Clifford Adelman: »The Bologna Process for U.S. Eyes. Re-learning Higher Education in the Age of Convergence«, Institute for Higher Education Policy (Washington DC), 2009.

→ www.ihep.org



Besondere Aufmerksamkeit gibt es auch für das, was in Europa als Soziale Dimension viele hitzige Debatten beflügelt hat. Adelman liest die Soziale Dimension als Code, hinter dem sich neue und wichtige Ansätze für stärkere Hochschulbildung verbergen: breiterer und gerechterer Zugang zu Hochschulen, Ausbau nicht-traditioneller Wege an die Universitäten, unabhängig von der sozialen Herkunft oder vom Migrationshintergrund.

Für Adelman darf die Soziale Dimension aber nicht nur ein Reflex auf die Unterrepräsentation bestimmter Gruppen sein, sondern muss den Aufbau direkter neuer Zugangswege ins Hochschulsystem und die Realisierung konkreter Bildungschancen für Studierende mit Berufserfahrung, mit Kindern, Behinderungen, oder Teilzeitjobs beinhalten. Als konkrete Handlungsoptionen nennt er kürzere Studien-

gänge, verbesserte Teilzeitstudien und die Anerkennung von alternativen formellen und nicht-formellen Qualifikationen für den Hochschulzugang – wichtige, wenn auch in der Umsetzung schwierige Weiterentwicklungen, die sich für Europa langfristig lohnen könnten.

Europa kann von den USA lernen

Und hier liegt der Kern dessen, was Europa von den USA lernen kann. Die Bologna-Reformen sind noch zu sehr geprägt von der dem Hochschulsystem immanenten Priorisierung von Forschung und Lehre – trotz der Sozialen Dimension. Die Proteste der Studierenden, aber auch ihre steigende Beratungsnachfrage zeigen die wachsende Bedeutung der »Student Affairs«, die nicht nur in den USA einen Schlüsselfaktor für den

erfolgreichen Hochschulzugang, –verlauf und –abschluss breiter und heterogen zusammengesetzter Studierendengruppen bilden. Hier sind die USA, aber auch der asiatische Raum nachahmenswert: Die ausgeprägte Professionalisierung der »Student Affairs« über Studiengänge zum BA, MA oder PhD und entsprechende Beschäftigungsoptionen auf allen Ebenen des Hochschulsystems sollte ein bedeutender Aspekt der von Adelman vorgeschlagenen europäischen Weiterentwicklungen werden. Damit würde das europäische Hochschulsystem nicht nur vorbildlich in seiner Ganzheitlichkeit. Auch seine internationale Attraktivität und Wettbewerbsfähigkeit stiege noch mehr, wenn internationale Studierende die aus ihren Heimatländern vertrauten Service- und Beratungsleistungen auch hier vorfinden. *amadh/se*

—Das Grundproblem des deutschen Hochschulsystems ist, dass die beiden Bildungsziele Wilhelm von Humboldts, die Menschenbildung und die Berufsausbildung, vermischt worden sind, und darum keines von beiden richtig und systematisch erfüllt wird. In Amerika, dem einzigen Land, in dem Humboldt verwirklicht worden ist, wird das Ideal der Menschenbildung im BA-Studium – je nach Institution mehr oder weniger gut – verwirklicht, aber überall klar getrennt von der Berufsausbildung.

Nach der Graduation wechselt man in den meisten Hochschulen von der Universität an die Schools: School of Law, School of Medicine, School of Engineering. Dort findet eine konsequente und stark verschulte Berufsausbildung statt. Häufig erfolgt die Verleihung des Berufstitels erst nach einer Prüfung durch Vertreter des Berufssystems, so dass berufspolitische Anforderungen das Studium an den Schools stark prägen. Erst an den Forschungsinstituten mit ihren Doktor- und Postdoc-Programmen findet dann die Versöhnung beider Prinzipien auf höchstem Forschungsniveau statt.

In England ist die Humboldt'sche Menschenbildung an Hochschulen auf wenige Institutionen wie Oxford und Cambridge beschränkt, wo die »Humanities« oder »Classical studies« zweckfrei zur Verwirklichung des Potenzials eines jeden Studierenden in einem engen Mentorenverhältnis betrieben werden. An den anderen Institutionen findet Berufsausbildung statt – und zwar bereits im BA. Darum ist es Unsinn, von den gestuften Studiengängen als anglo-amerikanischem System zu reden. Außer den Namen für die Abschlüsse haben sie nichts miteinander zu tun.

In allen anderen europäischen Ländern, und den meisten außer-europäischen Bildungssystemen, bedeutet Hochschulstudium wissenschaftliche Berufsausbildung und sonst nichts.

In Deutschland dagegen sollen die Hochschulen beides zugleich leisten: Menschenbildung und Berufsausbildung – und zwar auf höchstem elitären Niveau. Die deutsche Universität wiegt sich häufig selbst in der Illusion, dass sie insgesamt auf dem Doktorats- und Postdoc-Niveau amerikanischer Hochschulen angesiedelt sei.

Diese Vermischung geht in der Regel auf Kosten der Berufsausbildung, am spektakulärsten in den Rechtswissenschaften, in denen Berufsausbildung von privat bezahlten Repetitorien außerhalb der Hochschule übernommen und durchgeführt wird. Denn die Menschenbildung fand und findet meist so statt, dass die Professoren im Namen der Freiheit von Lehre und Forschung ihren privaten Forschungsinteressen folgen, gemeinsam als Institution die Studierenden so weit fit machen, dass sie diesen folgen können, und sie dann an ihrem Forschungsprozess teilhaben lassen. Sie nennen das Einheit von Lehre und Forschung. Wo es gut läuft, entsteht ein Meister-Schüler-Verhältnis, beinahe wie an den britischen Eliteinstitutionen. Häufiger jedoch entsteht Abhängigkeit und Instrumentalisierung und eine Autodidaktisierung der Lehre und des Lernens. Fast kommt das heraus, was nach Wilhelm von Humboldt

Das Uni-Sakrileg

MISSVERSTÄNDNIS In den meisten europäischen Ländern und den USA werden wissenschaftliche Berufsausbildung und Menschenbildung im Hochschulstudium getrennt, in Deutschland dagegen vermischt. Das ist die Ursache der deutschen Bologna-Kontroverse.

VON WOLF WAGNER



der eigentliche Zweck der Bildung sein sollte: Die Verwirklichung des persönlichen Potenzials.

Die Bologna-Deklaration bedeutet für die meisten europäischen Hochschulsysteme etwas ganz anderes als für Deutschland. Nur so kann man die Empörung und Enttäuschung, vor allem in Deutschland, verstehen. Die Deklaration wurde bestimmt von Ländern, in denen Hochschule immer schon Berufsausbildung war. Für sie bedeutet Bologna, einem sowieso schon vorhandenen System einen anderen zeitlichen Rahmen zu geben, um es besser vergleichbar und kompatibel zu machen. Anlass waren die innereuropäische Freizügigkeit und die Berufsfreiheit. Auch das European Credit Transfer System (ECTS) brachte für die meisten europäischen Länder nichts grundsätzlich Neues, sondern sollte ebenfalls die meist schon vorhandenen lokalen Systeme vergleichbar und übertragbar machen.

Nur in Deutschland bedeutete Bologna einen Neuanfang. An deutschen Universitäten war und ist Ausbildung, und vor allem Berufsausbildung, verachtet. Die deutschen Universitäten auf die Vermittlung von berufsbezogenen Kompetenzen zu verpflichten,

»In Deutschland sollen die Hochschulen beides leisten: Menschenbildung und Berufsausbildung – und zwar auf höchstem elitären Niveau«

wird als Sakrileg, als Demütigung erachtet. Darum der allgemeine Aufschrei und der erbitterte Widerstand.

Dazu kommt, dass an deutschen Hochschulen, insbesondere an den Universitäten, die Lehre ein Schattendasein führt. Erfolge in der Forschung führen zu steigender weltweiter Reputation, zu neuen Geldern und Stellen, zu Kongressreisen, Gastprofessuren und gehaltssteigernden Rufen mit großzügigen Ausstattungszusagen. Erfolge in der Lehre sprechen sich gerade mal unter den Studierenden des eigenen Studiengangs herum. Sie führen zu einem größeren Andrang in den Lehrveranstaltungen, zu mehr Belastungen durch Prüfungen und Haus- und Abschlussarbeiten. Erfolge in der Lehre untergraben ihre eigenen Voraussetzungen, Erfolge in der Forschung stärken sie.

In anderen Ländern, in denen Forschung und Lehre, wie in Deutschland, von den gleichen Personen betrieben werden, wird der Stellenwert der Lehre gesteigert, indem dort routinemäßig der Erfolg in der Lehre gemessen und zur Grundlage für wesentliche Einkommenssteigerungen gemacht wird, die zum größten Teil aus den teilweise hohen Studiengebühren finanziert werden. In Deutschland, mit der Deckelung der W-Besoldung (W für Wissenschaft), führt dagegen jede Einkommenssteigerung für den einen zu einer Einkommensminderung bei anderen, eine perfekte Motivationsbremse.

In anderen Ländern wird die Lehrbelastung an der Anzahl der zu betreuenden Studierenden ausgerichtet, also an so etwas wie einem Leistungslohn, und nicht, wie in Deutschland, an der Semesterwo-

chenstunde – also einem Stundenlohn, der eine Veranstaltung mit Hunderten Klausuren genauso wertet wie ein kleines exklusives Seminar mit Referaten und Diskussion.

Was müsste sich sonst noch ändern, damit das deutsche Hochschulsystem wieder Weltgeltung erreichen könnte?

Die Berufsausbildung und die Menschenbildung müssten zeitlich und räumlich getrennt werden. Menschenbildung erfolgt nach ganz anderen Kriterien als Berufsausbildung. Menschenbildung muss zweckfrei, ohne Erfolgsdruck und fehlerfreundlich sein. Ihr Ziel ist es, das eigene Potenzial zu erkennen und so weit wie möglich zu entfalten. Sie soll befreien, soll Kreativität und Fantasie wecken. Das geht nur durch Neugier und selbstgesteuertes Ausprobieren. Solche Menschenbildung mit ihrer Kreativität und Innovationsfähigkeit wäre gleichzeitig eine wichtige Voraussetzung, um in einer globalisierten Welt zu bestehen, in der erfolgreiche Prozesse weltweit schnell kopiert werden.

Ist die Berufsausbildung von der Menschenbildung deutlich als eigener Bereich und nicht als Alternative getrennt, kann sie ihr Stigma der Unbildung ablegen.

Wissenschaftlich ausgebildete Menschen sollen in ihrem Berufsfeld selbstständig in Teamarbeit unvorhersehbare, sich immer neu stellende Problemkonstellationen mit wissenschaftlichen Mitteln lösen können.

Das ist die Beschreibung des Ausbildungsziels. Das sind die eigentlichen Kompetenzen, von denen ECTS handelt. Sie können nicht durch Wissensvermittlung und Wissensabfrage erreicht werden.

Akkreditierungen und Reakkreditierungen sollten überprüfen, ob ein Prozess organisiert ist, in dem die Module und die Prüfungen gemeinsam mit den Studierenden ständig überprüft und immer neu optimiert werden. Dieser Prozess sollte akkreditiert werden, nicht ein Zustand.

Vor allem aber muss sich das deutsche Bildungssystem gegenüber den bildungsfernen Schichten öffnen und einen deutlich höheren Anteil eines Geburtenjahrgangs zu einem Hochschulabschluss bringen. Selbstverständlich lässt sich dabei das Niveau des bisherigen elitären Diploms nicht halten. Das sollte ja der Bachelor leisten, dass es zwischen dem bisherigen Universitätsdiplom und der Vorprüfung einen berufsbefähigenden Abschluss gibt, den auch weniger begabte Studierende schaffen können. ■

DER AUTOR

Wolf Wagner

65, Professor für Sozialwissenschaften und Politische Systeme sowie Altrektor der Fachhochschule Erfurt, hat im Juli 2009 die Lehre und sein akademisches Leben in Erfurt beendet. 2010 erscheint sein neues Buch »Uni-Zukunft« bei Klett-Cotta



Zähe Akkreditierungen

PFLICHTPROGRAMM Durch die neuen Abschlüsse Bachelor und Master müssen Hochschulen ihre Studiengänge akkreditieren lassen. So soll die Qualität der Angebote gewährleistet werden. Doch die Professoren klagen über das langwierige System.

VON BRITTA MERSCH

Die Akkreditierung eines Studiengangs ist aufwändig: In langen Leitfäden formulieren die Akkreditierungsagenturen, was die Hochschulen bei der Konzeption der neuen Bachelor- und Master-Abschlüsse beachten müssen. Die Anforderungen für die Studiengänge der Ingenieur- und Naturwissenschaften, für Mathematik, Architektur und Informatik werden zum Beispiel in einem 72 Seiten starken Dokument beschrieben, das auf den Internetseiten der Agentur ASIIN heruntergeladen werden kann. Die Einrichtung hat sich auf diese Fächer spezialisiert: »Seit unserer Gründung im Jahr 2002 haben wir schon rund 1200 Studiengänge akkreditiert«, sagt Geschäftsführer Iring Wasser, »es handelt sich um einen Nachweis, dass ein Studienprogramm die Anforderungen des Ingenieurberufs erfüllt.«

Auf die Hochschulen kommt dabei eine knifflige Aufgabe zu: Mit dem Bologna-Prozess, der zurzeit flächendeckend an europäischen Hochschulen umgesetzt wird, müssen sie ihre alten Studiengänge entrümpeln und ein ganz neues System einführen: Bachelor und Master lösen die alten Titel Diplom und Magister ab – und manchmal bleiben dabei sogar ganze Angebote auf der Strecke. Eine Arbeit, die den Hochschulen nicht immer leicht fällt. Eigentlich sollte die Umstellung bis 2010 abgeschlossen sein – ganz wird das aber nicht klappen: Von rund 12 500 Studiengängen in Deutschland waren zum Sommersemester 2009 schon etwa 9500 umgestellt, also insgesamt 76 Prozent.

Mit der Konzeption eines neuen Studiengangs ist die Arbeit für die Professoren aber noch längst nicht erledigt. Das mehrstufige Akkreditierungsverfahren

nimmt viel Zeit in Anspruch: Zunächst nehmen die Professoren eines Fachbereichs eine Selbstevaluation vor, die sie in einem Antrag festhalten. Dieser wird von der Agentur geprüft, darauf folgt eine externe Begehung. Wenn die Akkreditierungskommission mit den Kriterien des Studiengangs zufrieden ist, vergibt sie das Siegel des Akkreditierungsrats. Passiert das nicht, müssen die Professoren nachbessern.

Ein Verfahren, mit dem Bernhard Kempen nicht zufrieden ist. Im Gegenteil: Ginge es nach ihm, würden die Akkreditierungen in Deutschland in

dieser Form abgeschafft. Der Präsident des Deutschen Hochschulverbands hat zur Begutachtung der neuen Studiengänge eine klare Meinung: »Das Verfahren ist umständlich, überbürokratisiert und zu kostspielig.«

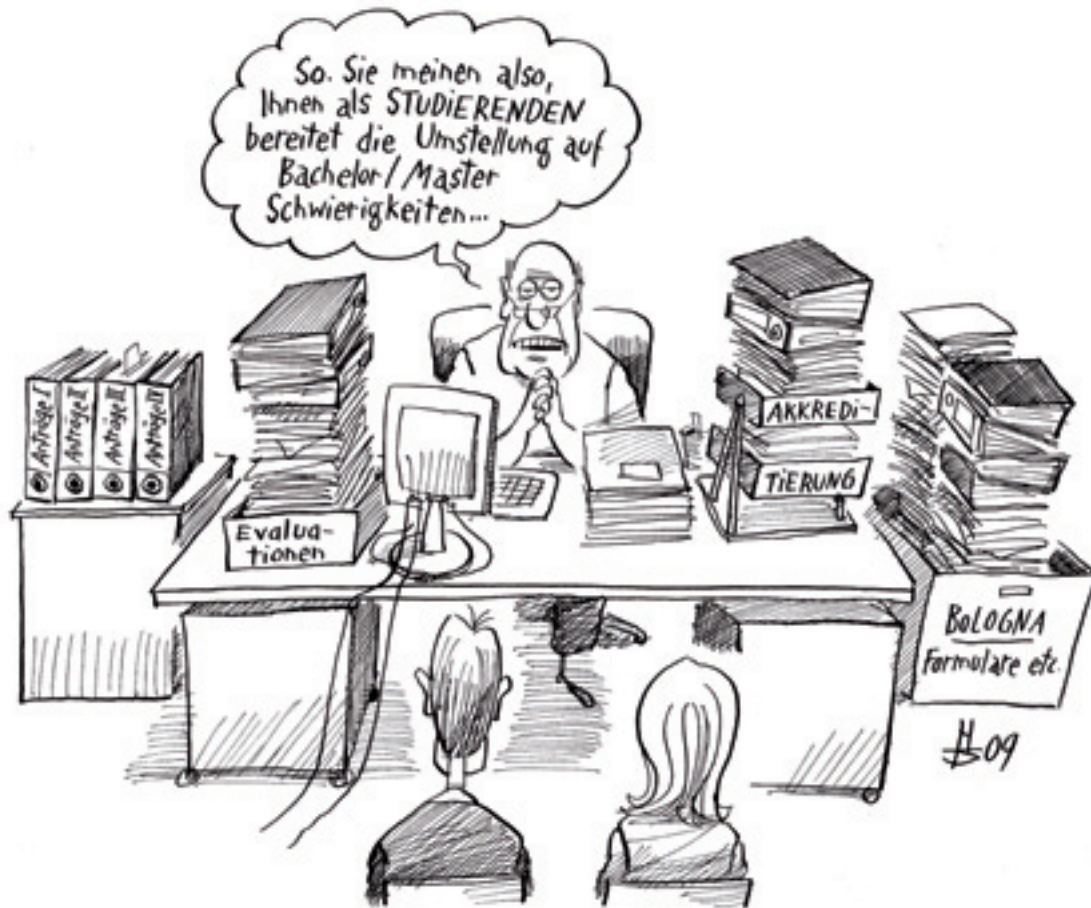
Tatsächlich sorgt die Begutachtung bei vielen Professoren für Unmut. Die langen Anträge mit ihren vielen Nachbesserungen rauben ihnen viel Zeit. Das Vorgehen ist aber nicht nur zeitaufwändig, sondern auch teuer. Die Akkreditierung eines Studiengangs kostet rund 15000 Euro. Außerdem hat Bernhard Kempen die Erfahrung gemacht, dass

KOMPAKT

AKKREDITIERUNGSAGENTUREN

In Deutschland begutachten insgesamt sechs Agenturen die neuen Studiengänge. Sie achten auf die Qualität der Stundenpläne, die Berufsqualifizierung, das Personal und die materielle Ausstattung der Hochschule. Die Agenturen werden vom Akkreditierungsrat in Bonn ausgewählt und müssen von ihm ebenfalls akkreditiert werden. Drei Agenturen haben sich auf bestimmte Fächer spezialisiert: Die Akkreditierungsagentur ASIIN mit Sitz in Düsseldorf kümmert sich um Studiengänge der Ingenieurwissenschaften, der Informatik, der Naturwissenschaften und der Mathematik. Die AHPGS in Freiburg ist die Agentur für Studiengänge im Bereich Gesundheit und Soziales und AKAST in Eichstätt akkreditiert die theologischen Studiengänge. Drei Agenturen arbeiten fächerübergreifend: AQAS in Bonn, ACQUIN in Bayreuth und ZEvA in Hannover. Mit den Agenturen FIBAA und OAQ aus der Schweiz und AQA aus Österreich kümmern sich außerdem drei ausländische Einrichtung um die Akkreditierung der deutschen Studiengänge.

→ www.akkreditierungsrat.de



die Gutachter in den Akkreditierungskommissionen oft nicht über ausreichend Fachwissen verfügen: »Wenn ein Sprachwissenschaftler juristische Studiengänge begutachtet, wird das Verfahren zu einer Lachnummer.«

»Wenn ein Sprachwissenschaftler juristische Studiengänge begutachtet, wird das Verfahren zu einer Lachnummer«

Weiteres Ärgernis: Mit der einen Akkreditierung ist es nicht getan. Die Programmakkreditierung wird für fünf Jahre vergeben, danach müssen die Hochschulen das Verfahren wiederholen – und auch dafür wieder Geld bezahlen. Eine Notwendigkeit, die laut Deutschem Hochschulverband vielen Professoren die Lust an der Lehre nehme und ohnehin komplett überflüssig sei. Schließlich garantierten die Professoren mit ihrem Ruf an eine Universität oder Fachhochschule die Qualität der Lehre: »Das ist unsere Amtspflicht«, sagt Bernhard Kempen.

Sein Vorschlag stellt alles auf den Kopf: Die Hochschulen sollten gesetzlich verpflichtet werden, innerhalb von zwei Jahren selbst ein Verfahren zur Qualitätssicherung zu erschaffen.

Die Akkreditierungsagenturen sollen die Hochschulen dabei beraten – aber nicht mehr die Programmakkreditierung übernehmen. Der Deutsche Hochschulverband kündigte an, seine 24 000 Mitglieder aufzurufen, sich als Gutachter künftig nicht mehr zur Verfügung zu stellen.

Ein massiver Vorstoß, der die Hochschullandschaft durcheinander wirbelte: »Wir nehmen die Kritik an unseren

Verfahren ernst«, sagt Achim Hopbach, Geschäftsführer des Akkreditierungsrats. Schon im Jahr 2005 seien die Regeln für die Akkreditierung grundlegend überarbeitet worden, eine Novellierung sei auch für dieses Jahr geplant. Hochschulen müssen zum Beispiel nicht mehr jeden Studiengang einzeln begutachten lassen, sondern können Bündelakkreditierungen vornehmen: Studiengänge, die sich fachlich ähneln, werden in einem Verfahren akkreditiert. »Das verringert den Aufwand enorm«, sagt Achim Hopbach.

Ein ganz neues Verfahren wurde auch im vergangenen Herbst entwickelt: Anstatt jeden einzelnen Studiengang in der Programmakkreditierung begutachten zu lassen, können die Hochschulen nun Systemakkreditierungen vornehmen. Die Verantwortlichen weisen dabei nach, dass sie Prozesse etabliert haben, mit denen sie ein hohes Niveau ihrer Studiengänge selbst gewährleisten können. Schaffen sie die Systemakkreditierung, sind gleichzeitig auch alle Studiengänge akkreditiert: »Wir wollen so den Aufwand für die Hochschulen reduzieren«, sagt Achim Hopbach, »und stärken gleichzeitig die Autonomie der Hochschulen.«

Eine grundlegende Neuerung, die Bernhard Kempen aber nicht weit genug geht: »Autonomie ist, wenn die Hochschulen selbst entscheiden dürfen, ob sie ein solches Verfahren in Anspruch nehmen.« Deutliche Worte – die noch so einiges durcheinander bringen könnten. ■

DIE AUTORIN

Britta Mersch

34, lebt in Köln. Sie arbeitet als freie Bildungsjournalistin, Buchautorin und Moderatorin



Tatort Darlehenskasse

FINANZIERUNGSHILFE Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, heißt es schon im Evangelium. Aber selbst das Brot muss irgendwie bezahlt werden. Die Darlehenskassen der Studentenwerke können hierbei helfen.

VON ARMIN HIMMELRATH



—Tränen sieht Stefanie Hassen immer wieder in ihrem Beruf. Tränen der Freude – und manchmal Tränen der Verzweiflung. Im Büro mit der Zimmernummer 301 im Kölner Studentenwerk müssen dann auch schon einmal die Papierschentücher herausgeholt werden. »Manche wissen einfach nicht mehr, wie es weitergehen soll«, erzählt Stefanie Hassen, die in Köln seit fünf Jahren zuständig ist für die Daka-Beratung, also die Darlehenskasse der Studentenwerke in Nordrhein-Westfalen. Wenn die Altersgrenze fürs BAföG überschritten ist und auch über die Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) kein Studienkredit mehr möglich ist, wenn Eltern und Verwandte nicht mehr zahlen können und wegen der Examensbelastungen kaum noch Zeit bleibt für Jobs – dann ist Stefanie Hassen für viele Studierende so etwas wie die letzte Hoffnung. »In den Beratungsgesprächen tauche ich tief in das Leben und die persönliche Situation der Studierenden ein«, sagt sie. Und das ist kein Wunder – schließlich ist sie oft die Erste, der sich die Nachwuchs-Akademiker in ihrer prekären Finanzlage anvertrauen.

»Die Gründe für einen Darlehensantrag sind ganz unterschiedlich«, erzählt die 42-Jährige. Da gibt es zum Beispiel den Medizinstudenten, der im Praktischen Jahr (PJ) gewissermaßen rund um die Uhr dienstbereit sein muss und deshalb keinerlei Zeit mehr zum Geldverdienen hat – denn bezahlt wird das PJ nicht. Da gibt es die Studentin, die zum Beratungsgespräch ihre beiden Kinder mitbringt, eines davon gerade erst wenige Wochen alt, deren Partner ebenfalls studiert und denen die finanzielle Situation wenige Monate vor dem Examen zu entgleiten droht. Da gibt es aber auch den Studenten, der Stefanie Hassen strahlend und voller Vorfreude erzählt: »Ich werde demnächst Vater!« – und der zur Absicherung seiner jungen Familie nach dem Darlehen fragt. »Das ist einfach ein tolles Gefühl, in solchen Situationen helfen zu können«, sagt Stefanie Hassen. Und man merkt ihr an, wie viel Spaß ihr die Beratungsarbeit macht.



Es gibt zahlreiche Fallstricke beim Darlehensantrag: Stefanie Hassen hilft den Studierenden, diese zu überwinden.



Durchstarten zum Studienabschluss

Daka – wie ist sie entstanden?

- 1870 Studierende der Königlichen Bauakademie Berlin gründen die erste studentische Darlehenskasse
- 1896 »Finkenschaften« und »Wildenschaften« richten »Freistudentenschaft« ein, eine Organisation für eigenes sozialwirtschaftliches Engagement der Studierenden
- nach 1919 diverse studentische Selbsthilfeprojekte entstehen – sie organisieren Unterkunft, Verpflegung und Studienmaterial; zudem richten sie Nähstuben, Gärtnereien und Buchdruckereien ein. Finanzielle Förderung gibt es nur über Stipendien von Universitäten
- 1921 studentische Selbsthilfeprojekte schließen sich zu »Wirtschaftskörpern« zusammen – deren Aktivitäten koordiniert die übergeordnete »Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft e.V.«
- 1922 bundesweite Darlehenskasse wird in Dresden gegründet. Ihre finanzielle Hilfe ermöglicht Studierenden vor allem eine gute Examensvorbereitung. Die Darlehenskasse wird von der »Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft e. V.« geführt, sie hat 57 Geschäftsstellen
- 1924 das Deutsche Reich vergibt erstmals finanzielle Mittel an studentische Wirtschaftshilfeorganisationen: 600 000 Reichsmark. Einen Teil bekommt die Darlehenskasse
»Wirtschaftskörper« werden in »Studentenwerke« umbenannt
- bis 1933 Darlehenskasse unterstützt insgesamt 30 000 Studierende
- 1933 Studentenwerke werden gleichgeschaltet
- 1934 Abschaffung der ehemals unabhängigen gemeinnützigen Vereine und Einrichtung eines Reichsstudentenwerks als Anstalt des öffentlichen Rechts
- nach 1945 Studentenwerke formieren sich neu, zunächst meist wieder als eingetragene Vereine
- 2009 40 Darlehenskassen bundesweit; die Studentenwerke in Bayern und Nordrhein-Westfalen haben jeweils eine landesweite Darlehenskasse *we*
→ www.studentenwerke.de → Überbrückungsdarlehen der Studentenwerke

→ Dabei sind die Bedingungen, unter denen die Darlehenskasse arbeitet, nicht gerade optimal. Denn schon seit Jahren ist der Bedarf an Darlehen deutlich größer als das zur Verfügung stehende Budget: So lag die Summe der Anträge in den Jahren 2007 und 2008 um 700 000 Euro höher als die tatsächlich vorhandenen Daka-Mittel. »Es kommt leider immer wieder vor, dass die Mittel für ein Quartal schon vorzeitig vergeben sind«, berichtet Stefanie Hassen. Dann sind bei der Daka-Beraterin Sensibilität und Einfühlungsvermögen gefragt: »Viele sind natürlich erst einmal tief enttäuscht, weil sie ihre ganzen Hoffnungen auf das Darlehen gerichtet hatten.« Gemeinsam überlegt Stefanie Hassen dann mit den Studierenden, wie die Wochen bis zum nächsten Quartal auf anderem Weg überbrückt werden können – und weist vorsorglich auch schon einmal auf mögliche Fallstricke hin. Denn die gibt es zuhauf: Fehlende Bescheinigungen von Prüfungsämtern zum Beispiel oder die notwendige Beglaubigung des Formulars für die Bürgen. »In Berlin zum Beispiel stellen die Behörden diese Beglaubigungen nicht mehr aus«, weiß Stefanie Hassen. Antragsteller müssen dann entweder zu einem Pastor gehen oder für rund 15 Euro die Dienste eines Notars in Anspruch nehmen. Wichtig sei außerdem, dass die Bürgen eine Aufenthaltsgenehmigung und ihren Wohnsitz in Deutschland haben.

Gegründet wurde die Nordrhein-Westfälische-Darlehenskasse am 24. November 1953. Auch andere Studentenwerke kennen und schätzen dieses Instrument zur Studienfinanzierung: In Bayern gibt es ebenfalls eine gemeinsam getragene, landesweite Darlehenskasse, andere Studentenwerke, wie etwa in Hamburg, betreiben die Einrichtung in Eigenregie. Die bundesweit größte aber ist die in Nordrhein-Westfalen – kein Wunder, schließlich ist hier fast jeder vierte Studierende in Deutschland eingeschrieben. »Für zahlreiche Studierendengenerationen ist die Daka eine rettende Hand

gewesen – in einer unerwarteten, finanziell schwierigen Situation während der Studienabschlussphase«, sagt der Vorstandsvorsitzende Peter Schink. Jedes der zwölf Studentenwerke in Nordrhein-Westfalen zahlt hier pro Studierenden und Semester einen Euro aus den Sozialbeiträgen ein und kann dann an die von ihm betreuten Studierenden einen bestimmten Betrag als Darlehen ausschütten. So wurden etwa in Köln im vergangenen Jahr 133 zinslose Darlehen über insgesamt 633 000 Euro vergeben, landesweit waren es 918 Darlehen in Höhe von fast vier Millionen Euro – »und für viele ist das oft der letzte Rettungsanker«, weiß Jutta Roshoff, die beim Aka-

ziert haben, und jetzt aber nicht mehr so viel Geld in der Familie zur Verfügung steht.«

Ihre Kölner Kollegin Stefanie Hassen sieht noch eine zweite Ursache für die seit Jahren kontinuierlich steigende Nachfrage nach Daka-Darlehen: die Einführung von Bachelor und Master. »Die Studienpläne sind deutlich enger geworden, die Zeitvorgaben strikter«, sagt die Beraterin. Die Folge: Zeit zum Jobben bleibt kaum noch, und die seit 2006 eingeführten Studiengebühren erhöhen den finanziellen Druck für die Betroffenen noch weiter. Peter Schink ist sich deshalb sicher: »Unsere kostengünstige und unbürokratische Vergabe von Krediten an Studierende wird unter den neuen Studienbedingungen in absehbarer Zeit eine unverzicht-

chende Formular aber war irgendwo auf dem Postweg verloren gegangen – woraufhin sich der angehende Volkswirtschaftler kurzerhand mit einem neuen Formular auf den 140 Kilometer langen Weg in seine Heimatstadt gemacht, die Unterschriften eingesammelt und das Papier dann höchstpersönlich bei seiner Beraterin abgegeben hatte. »Ich bin einfach auf das Geld angewiesen und konnte nicht noch länger warten«, sagt Marco – und lächelt entspannt: Jetzt ist alles komplett, die Chancen auf das Darlehen stehen gut.

»Ich erlebe viel Dankbarkeit«, sagt die Bochumer Daka-Beraterin Jutta Rosbach. Und Stefanie Hassen hat auf ihrem Schreib-

KOMPAKT

GELD VON DER DAKA – SO FUNKTIONIERT'S

Die Darlehenskasse in Nordrhein-Westfalen gewährt Studierenden ein oder mehrere Darlehen bis zum Höchstbetrag von 7500 Euro, in Sonderfällen auch mehr. Pro Monat werden höchstens 1000 Euro ausbezahlt. Voraussetzung: ein ordnungsgemäß verlaufenes Studium und eine nicht selbst verschuldete wirtschaftliche Notlage. Die Tilgung beginnt zwölf Monate nach der letzten Rate, eine weitere Stundung oder Verzinsung ist möglich. Das Darlehen ist zinsfrei, bezahlt werden muss lediglich eine Bearbeitungsgebühr von fünf Prozent. Ein Rechtsanspruch auf das Darlehen besteht nicht. Informationen, wo und wie Darlehen bei der Daka beantragt werden können, finden Sie unter

→ www.daka-nrw.de



Helmut Klug und Ursula Friedrich-Limbach in der Geschäftsstelle der Darlehenskasse der Studentenwerke im Land Nordrhein-Westfalen e.V.

demischen Förderungswerk (AKAFÖ) in Bochum, dem örtlichen Studentenwerk, für die Daka-Beratung zuständig ist. Gerade ältere Semester gerieten oft in die Finanzfalle: »Dass Leute zu mir kommen, die schon im 17. oder 18. Semester sind, ist nichts Ungewöhnliches. Darüber wundert sich hier kein Mensch«, macht die Beraterin allen Betroffenen Mut, auf jeden Fall einmal in der Sprechstunde vorbeizuschauen, wenn es finanziell eng wird. In letzter Zeit, erzählt Jutta Roshoff, mache sich in ihren Beratungsgesprächen immer öfter die weltweite Finanzkrise bemerkbar: »Seit dem Frühsommer haben wir verstärkt Fälle, bei denen bisher die Eltern das Studium finan-

bare Option bleiben.« Stolz sei er, sagt Schink, auf zwei Auszeichnungen im vergangenen Jahr: Sowohl die Stiftung Finanztest als auch das Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) bestätigten der Daka per Gütesiegel, dass deren Angebot zu den Spitzenleistungen im Bereich der Studienfinanzierung gehört. »Die Studienabschlussdarlehen sind oft zinslos und trotz Verwaltungsgebühren unschlagbar günstig«, heißt es im Finanztest-Bericht.

Den hatte auch Marco (Name geändert) gelesen, der heute schon »zum dritten oder vierten Mal« bei Stefanie Hassen in der Sprechstunde ist. Beim letzten Mal war sein Antrag eigentlich schon komplett, es fehlte nur noch die Unterschrift seiner Eltern als Bürgen. Das entspre-

tisch in Köln die liebevoll gestaltete Postkarte einer Jura-Studentin stehen, die sich für die freundliche und umfassende Hilfe und Beratung bedankt. »Das ist ja mein Job«, winkt Stefanie Hassen ab. Und ergänzt: »Ein toller Job.« Verständlich – da sie doch immer wieder zum Happy End von Studiengeschichten beitragen kann. ■

DER AUTOR

Armin Himmelrath

41, ist Bildungs- und Wissenschaftsjournalist in Köln. Er arbeitet unter anderem für den Deutschlandfunk, den WDR und Spiegel Online





Studium possible

STUDIERN MIT BEHINDERUNG Wo wohne ich während meines Studiums?
Diese Frage beschäftigt Studierende mit Behinderung besonders.
Beim Studentenwerk Marburg gibt es für sie ein ganz spezielles Angebot.

DIE ZUKUNFT BEGINNT!

In dieser Serie stellen wir innovative, zukunftsweisende Projekte der Studentenwerke vor.

In dieser Ausgabe: Studentenwerk Marburg



—Für Clemens Schwan steht fest: »Das Konrad-Biesalski-Haus war meine Chance«. Der mittlerweile 60-Jährige war einer der ersten Bewohner des Hauses und ist heute Behindertenbeauftragter der Philipps-Universität Marburg. Ein unversehelter Verkehrsunfall zerstörte seinen Traum vom Lehramtsstudium Germanistik und Sport. Die Diag-

nose: Querschnittslähmung. Nach einem langen Klinik- und Reha-Aufenthalt brachte ihn ein Zufall ins Konrad-Biesalski-Haus des Studentenwerks Marburg. Noch heute teilt er das Wir-Gefühl der »Biesalskis«.

Das KBH – wie das Studentenwohnheim von allen genannt wird – ebnete bis heute über 300 schwerbehinderten jungen Menschen den Zugang zum Studium und zu einem erfolgreichen Hochschulabschluss. Von den ehemaligen Bewohnerinnen und Bewohnern hört man oft, dass sie ihr Studium ohne diese Einrichtung nicht hätten beginnen können.

Selbstbestimmung und Integration

Ende 2009 wird das Marburger Konrad-Biesalski-Haus 40 Jahre alt. Es wurde 1969 als bundesweit erstes Wohnheim speziell für körperbehinderte Studierende eröffnet. Das Studentenwerk Marburg setzte jedoch von Anfang an auf ein sozial-integratives Wohnheimkonzept und damit für die damalige Zeit Maßstäbe. Daher bietet das Haus nicht nur behinderten Studierenden einen Platz. Gemäß dem Anliegen des Namensge-

bers leben im KBH Studierende mit und ohne Behinderung zusammen, wohnen »Rollis« und »Fußgänger« Tür an Tür. Seit vier Jahrzehnten ist das Studentenwohnheim ein einzigartiges Modell zur Integration behinderter Studierender. Der Beauftragte der Hessischen Landesregierung für behinderte Menschen, Friedel Rinn, spricht von »Pioniergeist, mit dem vor 40 Jahren mit dem Konrad-Biesalski-Haus behinderungspolitisches Neuland betreten wurde«.

Seine Existenz verdankt das Konrad-Biesalski-Haus Prof. Dr. Gerhard Exner, dem damaligen Direktor der Orthopädischen Universitäts-Klinik in Marburg. Er wollte für seine Studierenden optimale Studienbedingungen schaffen und sah die Lösung in einer barrierefreien Einrichtung, die über einen hauseigenen Pflegedienst verfügt, und auch Maßnahmen zur Rehabilitation

ring lautete Selbstbestimmung und Integration.

Heute bietet das Konrad-Biesalski-Haus Platz für 77 Studierende. Das ganze Haus und die Mehrzahl der Zimmer sind rollstuhlgerecht eingerichtet. Die 26 Studierenden mit Behinderung nutzen den Rund-um-Pflegedienst oder nehmen gelegentliche Hilfen, den Fahrdienst und die 24-Stunden-Hintergrundassistenten in Anspruch. Ein 40-köpfiges Team unter der Leitung von Joy Madubuko, zu dem Pflegefachkräfte, Zivildienstleistende und auch studentische Aushilfen gehören, stellen den Tagesablauf der »Rollis« sicher.

Standort mit Tücken

Das Studentenwohnheim liegt zentral und in einer der schönsten Gegenden Marburgs. Der Blick vom Haus am Schlossberghang reicht bis weit in das

»Eine qualifizierte Ausbildung ist für Menschen mit Behinderung die beste Gewähr für die Unabhängigkeit von staatlichen Unterstützungsleistungen«

Friedel Rinn, Beauftragter der Hessischen Landesregierung für behinderte Menschen

anbieten kann. Der Namensgeber, Konrad Biesalski (1868 bis 1930), ging als »Vater der modernen Krüppelfürsorge« in die Geschichte ein. Sein Leitbild im Umgang mit Menschen mit Behinde-

Lahtal. Gleichwohl ist die Lage nicht ideal, wie Monika Wiebe, Sprecherin für die Hausbewohnerinnen und -bewohner mit Behinderung einräumt. Ohne Elektro-Rolli sei es schwierig, sich selbst-



Jeffrey Koller, Student im 11. Fachsemester Psychologie, vor der integrativen Notrutsche im KBH.

Foto oben links: Lukas Guggolz (mitte) studiert im 8. Semester Chemie und wohnt seit 2005 im KBH.

ständig in den für die Marburger Oberstadt typischen Gassen und Steigungen zu bewegen. Abhilfe schaffe jedoch der hauseigene Fahrdienst. Rollstuhlgerecht ausgestattete Kleinbusse übernehmen die Fahrten zur Uni, zu den Mensen und zu Veranstaltungen innerhalb des Stadtgebiets. Für den eigenen PKW gibt es ausreichend Stellplätze in der Tiefgarage des Hauses.

Neue Standards

Das Studentenwerk Marburg wird die Semesterferien in diesem Jahr erneut für einen Umbau im KBH nutzen. Nach dem Prinzip »aus zwei mach eins« werden weitere vier neue Apartments entstehen. Sie sollen im Dezember 2009 bezugsfertig sein – pünktlich zum 40-jährigen Bestehen des Konrad-Biesalski-Hauses.

Die ersten vier sanierten Apartments wurden 2007 an die Studierenden übergeben. Aus ursprünglich acht

14 Quadratmeter kleinen Zimmern entstanden vier geräumige, 28 Quadratmeter große Apartments. Ermöglicht wurde der Umbau durch die großzügige Förderung der Paul-Lechler-Stiftung. Sie unterstützte den ersten, rund 200 000 Euro teuren Umbau und hat auch für die neue Maßnahme ihr Engagement in Aussicht gestellt.

Die neuen Räume sind technisch auf dem neuesten Stand. Ihre Bewohnerinnen und Bewohner können jetzt Licht, Heizung, Fenster und auch Jalousien per Fernbedienung steuern. Ein Großteil der Einrichtung ist höhenverstellbar und, wie zum Beispiel die Schreibtische, auch unterfahrbar. Auch für die Pflegekräfte wird die Arbeit leichter, denn in den Apartments ist nun Platz für einen Hebelift. »Der Umbau fördert die Eigenständigkeit der Studierenden ungemein«, betont Hans-Peter Hardt, Leiter der Abteilung Wohnen im Studentenwerk Marburg. Er hat einen kurzen Draht zu seinen Kunden, wie er die Bewohnerinnen und Bewohner des Hauses respektvoll nennt. Wer sich an ihn wendet, findet immer ein offenes Ohr für seine Wünsche.

Angebot mit Zukunft

Seit vielen Jahren wächst der Wunsch behinderter Menschen, in eigener Regie zu leben. Dies gilt auch für Studierende mit Behinderung. Anfang 2001 führte das dazu, dass das Konrad-Biesalski-Haus kurzzeitig um seine Auslastung, und damit auch um seine Existenz, bangen musste. Eine breit angelegte Informationskampagne an Schulen und in Rehabilitationseinrichtungen half, das besondere Angebot bekannter zu machen. Heute ist das Konrad-Biesalski-Haus gut ausgelastet. Es gibt viele Studierende, die das Angebot der Rund-um-die-Uhr-Versorgung und die umfangreichen Serviceleistungen des Studentenwerks schätzen. Sie sparen dadurch Zeit, die ihnen im Studium zugute kommt. Anderen ist der

Kontakt mit Kommilitonen – »Rollis« wie »Fußgängern« – wichtig, der ihnen Einleben und Orientierung im Studium erleichtert. Und für manche ist das KBH der erste Schritt in ein selbstständigeres Leben ohne die Pflege bei den Eltern.

Vor zwei Jahren kamen die ersten ausländischen Studierenden mit Behinderung ins Konrad-Biesalski-Haus. Ein Modell mit Zukunft: Künftig sollen es noch mehr werden, denen das KBH ein Auslandsstudium ermöglicht. Der Kontakt und der Austausch mit den internationalen Studierenden werden von allen Bewohnerinnen und Bewohnern als Bereicherung empfunden. Damit zieht in das KBH ein weiteres Stück »Normalität« ein, das in anderen Wohnheimen schon längst zum Alltag gehört. Ganz im Sinne von Konrad Biesalski. *cs*

→ www.studentenwerk-marburg.de



»Die erfolgreiche Realisierung des Studiums ist für Studierende mit Behinderung und chronischer Krankheit nach wie vor mit

großen organisatorischen, zeitlichen und materiellen Herausforderungen verbunden. Um die möglichst optimalen Voraussetzungen für ein Studium in Marburg auch mit Behinderung zu bieten, betreibt das Studentenwerk seit fast 40 Jahren das Konrad-Biesalski-Haus, in dem behinderte und nicht behinderte Studierende integrativ zusammenleben – für beide Seiten eine bedeutende Bereicherung des Studien- und Wohnheimalltags. Passend zum 40-jährigen Jubiläum werden weitere Apartments renoviert und mit modernster Technik ausgestattet – damit auch zukünftig in Marburg Studieren mit Behinderung gelingt!«

Dr. Uwe Grebe, Geschäftsführer des Studentenwerks Marburg



Hommage an das Ess-Tablett

AUFGETISCHT Seine Zeit schien vorbei zu sein. Jetzt kehrt das Esstablett wieder in die Mensa zurück – als Kunstobjekt. Kreative Ansichten aus Freiburg.

— Quadratisch, praktisch, gut: das Esstablett. Exakt 810 Gramm schwer, aus Melamin-Duroplast, bruchstabil und langlebig, ideal für den Einsatz in jeder Großküche – vom Krankenhaus bis zur Firmenkantine. Unter dem Namen »Speiseplatte 260« für 16,80 Euro zu beziehen bei der Firma Ornamin. Und so gehörten sie jahrelang zusammen – die Studentenwerksmensen und das weiße Plastikteil mit den Vertiefungen für Besteck, Suppe, Salat, Hauptgang und Dessert. Auf 29 x 39,5 cm ließ sich ein komplettes Drei-Gang-Menü von der Essensausgabe zum Tisch transportieren. Ob Kohlroulade, gebackenes Seelachsfilet oder



Pizza Margarita: Das Essen musste sich den sechs symmetrischen Fächern anpassen. Sehr zweckmäßig war es, das Esstablett, aber nicht wirklich ästhetisch. Stilvoll essen stellte man sich irgendwie anders vor. Doch dann kamen neue Zeiten: Salat- und Aktionstheken, Grill-, Wok- und Antipastibuffets zogen in die Mensen ein. Hochschulgastronomie, das waren nun auch Bioprodukte, bargeldlose Zahlen und Front-Cooking. Die Mensen wandelten sich zu modernen Restaurants mit Loungebereich und Familienecke, in denen man gerne essen und sich wohlfühlen durfte. Damit hatte die gute alte »Speiseplatte 260« schließlich ausgedient und wurde nach und nach abgeschafft.

Als es nur noch wenige von ihnen gab, wurde sie plötzlich Kult. Jedenfalls in Freiburg. In allen Mensen hatte das Studentenwerk längst die alten Esstabletts durch modernes Geschirr ersetzt. Nur in der Mensa Institutsviertel durfte das Esstablett noch eine Weile weiterleben. Je weniger es von ihnen gab, desto lieber mochten die Studierenden mit einem Mal ihren alten Essuntersatz. Mit dem Umbau der Mensa Institutsviertel musste das Esstablett dann aber auch hier endgültig die Tische räumen.

Jetzt hat es doch noch seinen Weg in die Mensa zurückgefunden – als Kunstobjekt. Das Studentenwerk Freiburg hat zum Abschied des Esstabletts unter den Studierenden den Kunst-Wettbewerb »Never forget your tablet« ausgeschrieben. Die sieben besten Ideen wurden mit Hilfe und finanzieller Unterstützung des Studentenwerks realisiert: Die beiden Lehramts-Studentinnen Miriam Hommes und Nadja Polak haben die Redewendung »Zeige mir, was du isst und ich sage Dir, wer du bist« aufgegriffen und spielen in ihrer Fotoserie mit unterschiedlich farbig befüllten Tablett und Menschentypen. Jakob Schäfer hat dem studentischen Lieblingsessen ein Denkmal gesetzt und lässt in Acryl und Gips Schnitzel und Pommes (kurz: Schnipo) servieren. Bei Vanessa Haug, Medizin-Studentin, mutiert das Esstablett zur abstrakten Plastik und hat sich als dreifarbiges Fries an der Wand verewigt. Am Ufer des Titisees hat Jonas Hafner das Esstablett wiedergefunden und in einer Fotoserie festgehalten. In der Leuchtinstallation von Cindy Blum, Stefan Jarkulich und Simon Gruber zeugen neun benutzte Esstabletts von der letzten Mahlzeit und werfen Fragen nach Form und Inhalt auf.

»Uns hat die Aktion sehr viel Spaß gemacht«, meint Renate Heyberger, Stellvertretende Geschäftsführerin und Pressereferentin des Studentenwerks Freiburg und erzählt, dass die sieben prämierten Arbeiten von »Never forget your tablet« als Dauer Ausstellung in der Mensa Institutsviertel bleiben werden. »Die Studierenden sind glücklich, wenn ihre Werke hängen bleiben, und wir sind glücklich, weil alles so gut passt. Echte Kunst am Bau!«, sagt sie und lacht. So wird »Never forget your tablet« in der Mensa Institutsviertel weiterhin an die »gute alte Zeit« und eine (schon) fast vergessene Form von Esskultur erinnern *avw*

→ www.studentenwerk-freiburg.de

Köche im Sattel

—Szenerestaurant, Systemgastronomie und Schloss Bellevue – drei Stationen auf einer kulinarischen Entdeckungsreise per Fahrrad. Unter dem Motto »innovative gastronomische Konzepte« konnten die Teilnehmer der Tour »Food Concepts Berlin by bike« trendige Küchen in Berlin erkunden. Die zweitägige Veranstaltung hatte im Mai 2009 Premiere; sie gehört zum Weiterbildungsangebot des Deutschen Studentenwerks für die Studentenwerke. Kooperationspartner war das Netzwerk Culinaria. Zielgruppe: Verantwortliche aus den Abteilungen Hochschulgastronomie. Das Programm: stylische Schnellrestaurants, moderne Betriebsverpflegung, gehobene Hotel- bzw. Event-Gastronomie und die neue Mensa Nord des Studentenwerks Berlin. An jeder der acht Stationen bekamen die Teilnehmer Ideen und Angebote erläutert. Im mexikanischen Schnellrestaurant »Dolores« darf man alle Zutaten für seinen Burrito oder Quesadilla selbst auswählen; das Szenelokal »Transit« bietet authentische Speisen aus Südostasien. Damit man möglichst viele Gerichte probieren kann, werden sie in kleinen Schalen serviert, für nur 3,- Euro. Die im Herbst 2008 eröffnete Mensa Nord ist ein überzeugendes Beispiel für effiziente Gemeinschaftsverpflegung. Hier können täglich bis zu 4500 Essen produziert werden, die den Gästen an Free-Flow-Theken, Salatbars oder Front-Cooking-Stationen angeboten werden. Szenenwechsel: Empfang im Schloss Bellevue, dem Amtssitz des Bundespräsidenten, Horst Köhler. Nach der Führung durch die offiziellen Räume bat Küchenchef Jan-Göran Barth in seine heiligen Hallen – die für Besucher sonst nicht zugänglich sind. Er erklärte die besonderen Anforderungen an die Menüs für Staatsgäste und verrät einige Rezepte. Gekocht wird konsequent regional und saisonal. *jf*

→ www.netzwerkculinaria.de

→ www.dolores-online.de

→ www.transit-restaurants.com

→ www.studentenwerk-berlin.de/mensen



Campus digitale

POTENZIELLE SUCHT Immer öfter tauchen Studierende in digitale Welten ab, organisieren ihren Tagesablauf per Mausklick und treffen sich mit Gleichgesinnten – natürlich virtuell.

VON ANJA SCHREIBER

—Der Laptop ist aus dem Uni-Alltag einfach nicht mehr wegzudenken. Ob Online-Vorlesungsverzeichnisse, E-Learning-Plattformen oder StudiVZ – immer mehr verlagert sich das studentische Leben ins Internet. Auch in der Cafeteria sitzen Studierende an ihren Notebooks. Doch bei manchen nimmt der Internetkonsum so stark zu, dass sich daraus handfeste Probleme entwickeln: Sie vernachlässigen ihr Studium, ihre sozialen Beziehungen zerbrechen.

Prof. Dr. Rainer Holm-Hadulla, leitender Arzt der Psychotherapeutischen Beratungsstelle des Studentenwerks Heidelberg, kennt solche Fälle aus seiner Praxis. So hat ein VWL-Student sein Studium nach dreijährigem exzessiven Online-Rollenspiel-Konsum abgebrochen. »Täglich spielt er fünf bis zehn Stunden ›World of Warcraft«, berichtet Holm-Hadulla. »Dieser Student ist völlig in eine virtuelle Welt abgedriftet.« Für das Studium erbringt er keine Leistungen mehr, außerhalb seiner virtuellen Welt knüpft er keinerlei Kontakte. »Bei so einem massiven Internetkonsum gehen Konzentration und Kreativität zurück. Der Betroffene wird immer intoleranter gegen Frustrationen, sein Selbstwertgefühl leidet, und dies verstärkt in einem Teufelskreis den Konsum nur noch mehr.« Holm-Hadulla konnte auch physische Folgen feststellen: »Der Student ist körperlich verwahrlost. Er ist übergewichtig und dadurch auch zuckerkrank geworden.«

Flucht in die Sucht

Warum das Internet für viele so verführerisch ist, erklärt Wilfried Schumann, Leiter der Psychosozialen Beratungsstelle von Universität und Studentenwerk Oldenburg: »Die mit der Computernutzung einhergehende Technikbeherrschung suggeriert Überlegenheit, Erfolg, Selbstwirksamkeit und Macht – und die kann süchtig machen. Sie bietet dem Individuum einen Fluchtweg in einer überkomplexen Welt an.« Das sei gerade bei Online-Rollenspielen der Fall. Denn dort kann sich



So nah und doch so fern: Internet-Sucht macht einsam.

der Spieler einen eigenen Charakter mit jenen Eigenschaften erschaffen, von denen er im realen Leben bisher nur träumen konnte. Er wird zum Krieger, Zauberer oder Heiler und erlebt den Erfolg, der ihm vielleicht im Studium bisher versagt geblieben ist. So wird die Frustration über schlechte Noten und Misserfolge überspielt.

Aber es gibt einen weiteren Anreiz, immer mehr in virtuelle Welten abzugleiten: Soziale Kontakte im Netz. So lassen sich zum Beispiel bestimmte Aufgaben in einem Online-Rollenspiel nur lösen, wenn sich der Spieler einer Gruppe von Mitspielern anschließt. »Die Teilnehmer haben so das Gefühl, sich in einer Gemeinschaft zu bewegen«, erklärt Schumann. »Gerade sozial isolierte Studierende haben nun etwas gefunden, zu dem sie sich zugehörig und bei dem sie sich anerkannt fühlen.«

Aber gerade diese Gemeinschaft zwischen den Online-Spielern kann zum Problem werden: »Wer merkt, dass er zu viel Zeit am PC verbringt, kann nicht einfach aufhören. Er kommt in heftige



Konflikte, denn er würde dadurch seine Mitspieler enttäuschen. Das macht es zusätzlich schwierig, aus dem sozialen Verband einfach auszusteigen«, berichtet Andrea Kaluza von der Psychosozialen Beratung des Studentenwerks Thüringen.

»Studierende können auf die Sucht nicht mit völliger Abstinenz reagieren, denn schließlich brauchen sie für den Studienalltag den PC«

Gefühl sozialer Zugehörigkeit

Auch bei anderen Online-Aktivitäten – wie etwa Chatten – oder bei Social Networks haben Studierende das Gefühl, sozial eingebunden zu sein – auch wenn das nur digital der Fall ist. »In bestimmten Fällen ist der Computer sozial isolierten Menschen übrigens tatsächlich dabei behilflich, Kontakte aufzubauen«, erklärt Schumann.

Auch Andrea Kaluza weiß um die Vorteile des Internets: »Für Menschen mit sozialen Phobien ist das Internet eine gute Gelegenheit, sich in geschützter Distanz auszuprobieren und das Aufnehmen von Kontakten zu »üben«. Deshalb sollte man das Internet nicht verteufeln. Schließlich gehören StudiVZ, Facebook und Online-Spiele zum Alltag der jungen Generation.« Sie sieht allerdings für Betroffene die Gefahr, im Netz hängen zu bleiben und der Illusion zu erliegen, nun nicht mehr einsam zu sein, statt dann auch im realen Leben auf Menschen zuzugehen.

Der Weg zur Beratung – real oder virtuell

In der Regel kommen die Betroffenen erst dann zur Beratung, wenn sie einen Leidensdruck verspüren, der Partner die Nase voll hat oder das Studium gefährdet ist. »Bei Problemen wie Arbeitsstörungen, Studienverzögerungen oder Schwierigkeiten mit dem sozialen Umfeld stellt sich häufig heraus, dass die Betroffenen einen extrem hohen Internetkonsum haben«, berichtet Schumann.

Etwa drei Prozent der Bevölkerung sind internetabhängig, betont Dr. Bert te Wildt von der Abteilung Klinische Psychiatrie und Psychotherapie der Medizinischen Hochschule Hannover. »In der Regel handelt es sich bei den Betroffenen um junge Männer, die auf dem Weg in ein erfülltes und autonomes Erwachsenenleben scheitern«, erklärt der Mediziner, der zum Thema Medienabhängigkeit forscht. Besonders gefährdet seien Studierende, deren Studiengänge wenig verschult seien.

Te Wildt sieht die Grenzen zur Sucht dann überschritten, wenn Betroffene zum Beispiel Entzugserscheinungen wie Aggressionen oder Depressionen bekommen. »Wer immer mehr Zeit am Computer verbringt und vergeblich versucht, aufzuhören, bei dem ist die Grenze zur Sucht überschritten«, so te Wildt.

Männer sind anfälliger als Frauen

Dabei kommt auf neun onlinesüchtige Männer nur eine onlinesüchtige Frau, erklärt Holm-Hadulla. Auch das Internet-Verhalten der Geschlechter sei unterschiedlich: Während Frauen eher in Chatrooms oder Social Networks aktiv sind, bevorzugen Männer Spiele.

Holm-Hadulla sieht in der Internet-Sucht sogar eine besonders harte Droge. Denn die Betroffenen fallen rasant schnell aus allen realen sozialen Beziehungen heraus. »Wer als Student zwei oder drei Jahre süchtig ist, ist im Studium häufig schon gescheitert, bevor er überhaupt sein eigenes Potenzial kennen gelernt hat.« Dabei geht er von einer hohen Dunkelziffer unter Studierenden aus. »Wir als Psychotherapeutische Beratungsstelle haben deswegen ein Online-Beratungsprojekt gestartet, um mit diesem niederschweligen Angebot Betroffenen den Kontakt zu uns zu erleichtern.«

Ähnlich wie bei Essstörungen haben onlinesüchtige Studierende das Problem, auf die Sucht nicht mit völliger Abstinenz reagieren zu können, denn schließlich brauchen sie für den Studienalltag weiterhin den PC. »Ich empfehle ihnen deshalb, sich zunächst über ihr eigenes Verhalten klar zu werden. So sollten sie zum Beispiel aufschreiben, wann sie fürs Studium arbeiten und wann sie privat am Computer sitzen. Das Ergebnis ist dann oft ziemlich bitter«, so Kaluza. Doch damit allein ist es nicht getan, betont die Sozialtherapeutin: Die Betroffenen müssen lernen, anders auf Frustration und Probleme zu reagieren als den Computer anzuschalten und online zu gehen. ■

DIE AUTORIN

Anja Schreiber

40, ist freie Journalistin mit den Schwerpunkten Studium, Beruf und Karriere



Kämpferin für Chancengleichheit

EDELGARD BULMAHN Sie war als Bundesbildungsministerin umstritten, aber erfolgreich. Auch vier Jahre danach lässt das Thema Bildung sie nicht los.

VON JAN-MARTIN WIARDA

—Es ist einer dieser Augenblicke, in denen sich Edelgard Bulmahn bewusst wird, was sie verloren hat. Es ist Wahlkampfzeit, gerade hat sie mit Bauminister Wolfgang Tiefensee und vier Dutzend Anwohnern im Kirchenzentrum von Hannover-Mühlenberg über die Zukunft der Großraumsiedlung diskutiert. Nächster Programmpunkt: Rundgang mit Tiefensee durchs Viertel. Doch der Gast aus Berlin, der eben noch ungeduldig auf die Uhr schaute, hat plötzlich alle Zeit der Welt: Ein Reporter hat ihn mit seinem gelben Mikro abgepasst. Und so steht Tiefensee, der amtierende SPD-Bundesminister, drinnen im Foyer und redet gütig lächelnd in die Kamera. Bulmahn, die ehemalige SPD-Bundesministerin, wartet derweil draußen im Nieselregen.

Es ist eine deprimierende Szene über das Leben nach der Macht, fast so deprimierend wie der Blick in

den Terminkalender der 58-Jährigen: hundertster Geburtstag des Schwimmvereins Aegir, Mühlenberger Juxpokal, Jazz-Frühschoppen des Sportvereins Alexandria. Edelgard Bulmahn, die als eine von wenigen Mitgliedern der Schröder-Regierung von 1998 bis 2005 durchgehalten hat, kämpft zum siebten

»Bildung und Forschung werden mir immer ein Herzensanliegen bleiben«

Mal um ihr Mandat im Bundestagswahlkreis Hannover II. Andere Ex-Minister wie Joschka Fischer sind längst aus der Politik ausgestiegen, andere wie Hans Eichel nehmen gerade ihren Abschied aus dem Parlament, doch im Falle der gelernten Studienrätin wäre es ein Irr-

tum, über sie nur in der Vergangenheitsform zu schreiben. Sie will es noch einmal wissen.

Aber warum nur? Warum tut sie sich die Rückkehr in die Niederungen der Lokalpolitik an? Sind 22 Jahre im Bundestag und sieben Jahre als Ministerin nicht genug? »Das Ziel, das mit am wichtigsten ist, mehr Chancengleichheit für alle Menschen zu erreichen, unabhängig von ihrer Herkunft, dieses Ziel verschwindet doch auch nicht«, sagt sie so, wie es ihre Art ist: etwas umständlich in der Formulierung, klar in der Ansage.

Bei anderen würde ein solcher Satz vielleicht hohl klingen. Der ehemaligen Bildungsministerin nimmt man das Sendungsbewusstsein ab. Immer noch. In ihrer Amtszeit hat sie sich deswegen mit so ziemlich allen angelegt, mit denen sie sich anlegen konnte, von den Professoren über die CDU-Kultusminister bis hin zu ihren Parteifreunden von der SPD-Linken, zu der sie sich selbst zählt. Am Ende war sie unbeliebt wie kaum einer ihrer Vorgänger. Heute sagt sie: »Der eine oder andere Streit mag für mich persönlich von Nachteil gewesen sein, doch der Sache habe ich damit eher gedient.«

Das mit dem »persönlichen Nachteil« ist eine Untertreibung, dass sie der Sache »eher gedient« →





ZUR PERSON Edelgard Bulmahn

58, geboren in Petershagen/Westfalen, studierte Politikwissenschaften und Anglistik an der Universität Hannover. 1969 wurde sie Mitglied der SPD, 1987 Mitglied des Deutschen Bundestags für den Wahlkreis Hannover. Von 1990 bis 1994 war die Studienrätin stellvertretende Sprecherin der SPD-Bundestagsfraktion für Forschungs- und Technologiepolitik, von 1995 bis 1996 dann Vorsitzende im Ausschuss für Bildung, Wissenschaft, Forschung, Technologie und Technikfolgenabschätzung des Deutschen Bundestags. 1996 wurde Bulmahn Sprecherin der SPD-Fraktion für Bildung und Forschung. Von 1998 bis 2005 war sie Bundesministerin für Bildung und Forschung. Nach dem Regierungswechsel übernahm sie 2005 den Vorsitz des Ausschusses für Wirtschaft und Technologie des Deutschen Bundestags. Edelgard Bulmahn ist verheiratet.

→ habe, ebenfalls. Mittlerweile gilt sie nicht mehr nur als eine der umstrittensten Bundesbildungsminister, sondern auch als eine der erfolgreichsten: Die Weichenstellungen für den Bologna-Prozess, die Juniorprofessur, die Exzellenzinitiative, BAföG-Reform oder die leistungsbezogene Bezahlung für Hochschullehrer, die Liste ihrer Projekte sind die Stichworte, die die größten Umwälzungen der Hochschullandschaft seit 60 Jahren beschreiben. »Ministerin Schavan lebt von dem, was ihre Vorgängerin auf den Weg gebracht hat«, sagt Ulla Burchardt, die den Bundestagsausschuss für Bildung und Forschung leitet, noch so eine Veteranin unter den SPD-Bildungspolitikern. Ein bisschen unfair ist das schon. Und nicht so falsch.

Und heute? Für eine Ex-Ministerin gehöre es sich nicht, im gleichen Fachgebiet weiterzuarbeiten, sagt Edelgard Bulmahn. Sich auf die Zeit »danach« einzulassen – man kann sich vorstellen, wie schwer das einer fällt, deren Lebensthema die Bildung ist. Doch sie hat sich neue Aufgaben gesucht. Sie leitet den Parlamentsausschuss für Wirtschaft und Technologie, ganz, ganz wichtige Themen, gerade in der Rezession, betont sie. Ihr stellvertretender Vorsitzender Georg Nüßlein von der CSU spricht von einer »reibungslosen Zusammenarbeit«, bei der parteipolitische Belange keine Rolle spielten. Mit mangelnder Leidenschaft habe das aber nichts zu tun, versichert die so Gepriesene: »Wie kann man die Weltwirtschaft neu ausrichten hin zu mehr sozialer Gerechtigkeit? Wie kann der wichtige ökologische Umbau weiterhin forciert werden? Wie können wir den Binnenmarkt ankurbeln? Ganz wichtige Themen. Die finde ich spannend. Dort engagiere ich mich.«

Es scheint fast, als müsste sie es so lange wiederholen, bis sie selbst es glauben kann. Tiefensee ist längst wieder weg, als sie es sagt, aus dem Rundgang sind zehn Minuten geworden, einmal die Straße hoch, vorneweg die Wahlhelfer mit den Fotoapparaten für ein paar Ministerbesuchsnappschüsse. Dann ist er in seine schwarze Limousine geklettert, Bulmahn hat noch einmal gewunken, eine Handvoll silberhaariger Genossen an ihrer Seite. »Das war doch nett«, sagt sie. Ihre Mundwinkel bleiben unten.

Eine halbe Stunde später sitzt sie in ihrem vollgerümpelten Wahlkreisbüro in Hannover-Linden. Es sind nur ein paar Kilometer von der Mühlen-

berger Sechziger-Jahre-Großraumsiedlung hierher, doch Linden mit seinen Gründerzeithäusern, umgebauten Fabrikgebäuden und Straßencafés ist eine andere Welt. Es ist die Welt, in der Bulmahn zu Hause ist, ein buntes Viertel mit vielen jungen Leuten. Vier von ihnen schwirren um sie herum, hacken E-Mails in Laptops, sortieren Wahlkampfbroschüren, kochen Kaffee.

Die Kandidatin öffnet ihre Haare, die sie zuvor zum strengen Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Plötzlich sieht sie fast so jugendlich aus wie auf ihren Plakaten. Und so redet sie auch. »Ich weiß noch längst nicht alles, ich will mich in Wirtschaftsfragen weiter profilieren, am Anfang habe ich einfach ganz viel zugehört«, sprudelt es aus ihr hervor. Pause. Plötzlich richtet sich ihr Blick nach innen. »Es stimmt schon«, gesteht sie dann doch ein. »Ich war mit Herz und mit Verstand Bildungs- und Forschungsministerin. Bildung und Forschung werden mir immer ein Herzensanliegen bleiben.«

Das Loslassen fällt ihr schwer – vor allem, wenn sie aus der Ferne den allmählichen Erfolg der Reformen beobachtet, die sie gegen erbitterte

»Das Ziel, das mit am wichtigsten ist, mehr Chancengleichheit für alle Menschen zu erreichen, unabhängig von ihrer Herkunft, verschwindet doch auch nicht«

Widerstände durchgeboxt hat: die Juniorprofessoren zum Beispiel. Zwar liegt deren Zahl immer noch bei unter 1000 und damit bei vier Prozent aller Professorenstellen, doch der Anteil von Frauen unter den Berufenen ist mit 30 Prozent sensationell hoch. »Ich wollte eine höhere Unabhängigkeit für Nachwuchswissenschaftler erreichen, gerade für die weiblichen«, sagt Bulmahn. »Das ist gelungen.«

Manchmal tut das Zuschauen weh – etwa bei dem Tempo, mit dem die Bologna-Reform in die Krise geschlittert ist. »Die rigide Festlegung vieler Hochschulen beim Bachelor auf sechs Semester ist für mich nicht nachvollziehbar und eine Enttäu-



schung.« Schuld an der Misere seien aber auch die CDU-Bundesländer gewesen, die ein großes Bachelor-Qualitätsprogramm verhindert hätten. »Feste Übergangsquoten sind meiner Meinung nach unsinnig.«

Der Blick in die Gegenwart, das ist auch der Blick auf die Arbeit ihrer Nach-

folgerin. Zu der will sie eigentlich nichts sagen. So ganz lassen kann sie es dann aber doch nicht. »Schavan wollte das BAföG 2005 abschaffen. Wenn sie jetzt dessen Erfolg feiert, ist das schon ironisch.« Auch den beachtlichen Zuwachs in ihrem Haushalt habe Schavan der SPD zu verdanken. »Ich habe dafür gesorgt, dass plus sechs Milliarden Euro in den Koalitionsvertrag hineingeschrieben wurden.« Die Gefahr, dass Union und FDP das BAföG zugunsten eines nationalen Stipendienprogramms loswerden wollten, bestehe weiter. »Die CDU will

kein Gehalt für Studenten, sie wollen Almosen, auf die sich keiner verlassen kann.«

Es ist ihr Kampf, und es ist doch nicht mehr ihr Kampf. Ständig schwankt die ehemalige Bildungsministerin zwischen dem Herzblut für die alten Themen und der demonstrativen Begeisterung für die neuen: Sie sitzt im Kuratorium der Berliner TU, engagiert sich in der Friedrich-Ebert-Stiftung, ist Vorsitzende des SPD-Wissenschaftsforums. Als Gegenspielerin von Wirtschaftsminister Gutten-

berg ist sie dagegen bislang selten öffentlich in Erscheinung getreten. Und dann ist sie da noch, diese Entscheidung, die sich nicht für immer wird aufschieben lassen: Wie lange noch? Und: Was kommt danach? In Niedersachsens SPD munkelt man, Bulmahn könne sich für die Kandidatur zur Ministerpräsidentin 2013 interessieren. Ein Thema, das sie mit einem Lächeln quittiert und dem Satz, den Politiker bei solchen Fragen immer sagen: Zuallererst gehe es um Inhalte, nicht um Personen. Immerhin: Die letzten Landtagswahlkämpfe waren vor allem Auseinandersetzungen über die richtige Bildungsstrategien. Das könnte passen. Aus der Zeit »danach« könnte wieder eine Zeit »davor« werden. Potenzielle Kandidatin zu sein ist auch viel angenehmer als immer nur ehemalige Ministerin. ■

DER AUTOR

Jan-Martin Wiarda

33, ist Redakteur der Wochenzeitung Die Zeit



Vom Wert der Küche

PARADIGMENWECHSEL Viele Unternehmen sind aus Schaden klug geworden. Sie führen ihre Großküchen wieder in Eigenregie.

VON ASIM LONCARIC

—Wenn von Großküchen landauf, landab die Rede ist, dann hat sich ein Bild in vielen Köpfen festgesetzt: Pampiges Essen, das motivationslos von behaubten Küchenhilfen aus riesigen Kesseln auf Tablett geklatscht wird. Zugegeben, so sah es in den Küchen schon einmal aus, doch heute kann von diesem Bild kaum noch die Rede sein.

Also, weg mit den falschen Ansichten, denn es hat sich in den vergangenen zwanzig Jahren viel getan. Es ist dabei ziemlich egal, ob es sich um ein Betriebsrestaurant, eine Mensa oder um die Küche einer Ganztagschule handelt. Überall sieht es eigentlich gleich aus: große Kessel, meist im Zentrum, Bratanlagen drumherum und statt Kühlschränke riesige Kühlräume im Hintergrund. Diese Geräte machen das Essen nicht schlechter. Sie sind dringend notwendig, denn hier wird gekocht, gebraten und gerührt für bis zu teilweise 10 000 Tischgäste täglich und das mehrheitlich in einer hervorragenden Qualität. Viele nach außen hin so noble Restaurants machen sich diese Mühe nicht. In den klein gesparten Küchen werden Tiefkühlverpackungen geöffnet, in der Mikrowelle gegart und danach ansprechend angerichtet. Das ist leider bittere Realität, von der der Gast nichts weiß.

Jedem Gast das seine

Die Verpflegungsverantwortung in den Mensen der Studentenwerke liegt meist in den Händen von erfahrenen Küchenprofis. Ihre Sporen haben sie sich in teilweise renommierten Restaurants und Hotels verdient und sehen die Arbeit in einer Großküche nicht nur als Beruf, sondern vielmehr als Berufung. Dafür reicht nur ein Blick in die Studentenwerke in Freiburg, Göttingen, Köln, Konstanz, Oldenburg und in viele andere mehr.

Und wer solch einem Küchenleiter bei der Zusammenstellung eines Speiseplans einmal über die Schulter schauen darf, wird an den Zusammenbau eines dieser Zauberwürfel aus den 1980er Jahren erinnert. Sie müssen die Ansprüche von Traditionalisten,

»Irgendwann, in der Regel nach ein, zwei Jahren, sind die einstigen Befürworter des Caterers im Hause ernüchtert«

Fitnessanhängern, neugierigen Probierern, Armen, Reichen, Alltags-Gourmets, Fleisch-Gurus, Schweinefleischverächtern und Vegetariern tagtäglich unter einen Hut bringen. Die Anzahl der Gästewünsche ist genauso groß, wie es Gäste gibt. Klar, dass keiner einen immer gleichen Speiseplan will. Also darf sich alles am besten gar nicht in dieser Kombination wiederholen – die Klassiker wie Currywurst oder Schnitzel »dagegen schon, aber auch nicht immer« (!?). Letztendlich zählt aber die Formel: Nur wenn es geschmeckt hat, kommt der Gast wieder. Mittlerweile gibt es zudem genug umliegende Konkurrenz aus der Systemgastronomie vom Burger über Asia bis zum Döner, um sich schlechtes Essen »ungestraft« erlauben zu können. Und zu guter Letzt muss der Küchenleiter noch die Kosten im Auge behal-

ten und den anstehenden Mensaball mit 1000 Partygästen gastronomisch versorgen. Ganz schön heikel, dieser Job, aber auch wunderbar abwechslungsreich und erfüllend.

Was zählt und was nicht

Stellen Sie sich nun folgende Situation vor: Sie leisten als Verpflegungsmanager, denn so muss man diesen Berufsstand nennen, gute Arbeit – jahre-, wenn nicht jahrzehntelang. Sie haben ein schlagkräftiges Team, das jede Ihrer Ideen bereitwillig umsetzt. Die Tischgäste sind mit Ihrer Arbeit, Ihrem Speiseangebot mehr als zufrieden. Sprich: Es ist alles, wie es sein sollte. Oder etwa nicht?

Oftmals leider nicht, denn in so manchem verwinkelten Flur, in so einigen entfernten Büros zählen diese Werte nicht. Hier regieren die nackten Zahlen, analysiert von nüchternen Finanzexperten. Hier reicht allein ein windiges Billigangebot eines Caterers aus, um eine bewährte und beliebte Eigenregieküche in Frage zu stellen – und oft sogar zum Kippen zu bringen. Diese multinationalen Catering-Großunternehmen haben es in vielen Ländern geschafft, die klassischen »hauseigenen« Küchen zu verdrängen. Nach Frankreich und Großbritannien drängen sie nun seit einem



Jahrzehnt immer aggressiver in den deutschen Markt. Sie wollen vor allem eins: billiger sein. Sie preisen mit enormem Marketingaufwand ihre scheinbar innovativen Fitnesskonzepte und neuen Qualitätsstandards, die in den Großküchen und vor allem in der Hochschulgastronomie seit Jahren gang und gäbe sind. Wer sich darauf einlässt, übergibt ihnen die komplette Verpflegungsleistung mit eigenem Personal sowie standardisierter Speiseplanung und -zubereitung.

Das ist die bittere Realität vieler Küchenleiter. Sie müssen sich täglich diesem nüchternen Vergleich stellen. Wo Zahlen regieren, zählt »billig« – gerade in wirtschaftlich schwierigen Zeiten. Qualität, Zufriedenheit, Vertrauen, Erfahrung, Einfallsreichtum und Engagement tauchen in keiner dieser Zahlenkolonnen auf. Diese Werte lassen sich kaum bis gar nicht messen. Also lässt man sie beiseite und hält der eigenen Küche vor, dass der Caterer es um so viel Cent und Euro billiger macht. »Ihr müsst kostengünstiger werden«, heißt es aus der Verwaltung, als hätte man den Rechenschieber dort höchstpersönlich erfunden. Niemand spricht aber davon, dass in den meisten Verpflegungsbetrieben ständig bis

knapp an die Schmerzgrenze kalkuliert wird. Faktoren wie Speisenqualität, Anspruch der Tischgäste und nicht zuletzt die eigene Berufsehre, täglich das Bestmögliche zu leisten, sind für diese Analysten nicht von Wert.

Vorgetäuschte Wertschätzung

Über diesen Zustand kann und muss man sich ärgern. Denn er zeigt eines: Es herrscht heutzutage immer noch ein eklatanter Mangel an Wertschätzung für die Arbeit der hauseigenen Gemeinschaftsverpflegung. Eine kurze Definition: Im Wort Wertschätzung sind die Attribute Respekt, Achtung, Anerkennung und Wohlwollen versteckt. Man schätzt eine Person und misst ihr und ihrer Arbeit »einen hohen Wert« bei. Wer eine Küche mit Cent und Euro in Tabellen presst und ihr mit Ablösung droht (nur weil jemand einem das Blaue vom Himmel verspricht), der macht sich der Geringschätzung schuldig.

Und so ist es bis zur angedrohten »Auswechslung« nicht mehr weit. Eine klassische, leider viel zu oft praktizierte, »Lösung« verläuft folgendermaßen: Die Geschäftsleitung wartet einfach bis sich der anerkannte Verpflegungsverantwortliche in den Ruhestand verabschiedet. Feierlich werden seine Verdienste für das Wohl der Studierenden, Mitarbeiter, Patienten, Heimbewohner etc. gewürdigt. Anstatt nun aber einen würdigen Nachfolger ins Haus zu holen, wird der lang versteckte Plan aus der Schublade gekramt. Jetzt soll der Caterer mit seiner Billiglösung zum Zug kommen.

Erst nachdem dieser dann da ist, wird klar, wieso er eigentlich so günstig ist. Gespart wird nämlich an der Speisenqualität, am Angebot, am Personal und am Service. Von irgendwoher muss ja das tolle Dumpingangebot kommen – zaubern können die Großcaterer schließlich auch nicht. Zudem fehlt es dem Caterer trotz der vielen Versprechen vor allem an einem: an motiviertem Führungspersonal. Seit Jahren kranken viele Großküchen an mangelndem Führungsnachwuchs – trotz Star-TV-Köchen und Kochshows rund um die Uhr. Gute

Leute werden in der Regel gehalten und der Betriebsleiter im Catering-Unternehmen ist oft nur ein »Übergangsjob«.

Vertrauen verspielt

Irgendwann, in der Regel nach ein, zwei Jahren, sind die einstigen Befürworter des Caterers im Hause ernüchtert. Immerhin müssen sie den Einheitsbrei mittags auch selbst essen und wissen spätestens dann, was sie an der alten Eigenregieküche hatten. Und so wundert es nicht, dass es vielerorts auch einen Trend zurück in die Eigenregie gibt. Leider ist das aber nicht so ganz einfach. Wo sich die Caterer die Klinke in die Hand gegeben haben, wurde vor allem Vertrauen in die Qualität der hauseigenen Verpflegung zerstört. Diese Wertschätzung muss erst wieder aufgebaut werden. Und das ist ein steiniger Weg – und dazu noch ein relativ teurer. Qualität, Zufriedenheit, Vertrauen, Erfahrung, Einfallsreichtum und Engagement haben nämlich doch ihren Wert. ■

DER AUTOR

Asim Loncaric

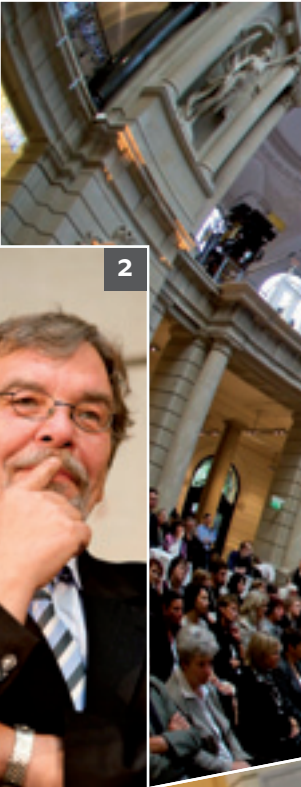
36, ist Redakteur bei GVmanager, München





Elite in Berlin

»Elite ist, wer Verantwortung für sich und andere übernimmt«: Henrik Enderlein (5, 2. v. r.) von der Hertie School of Governance mag keine akademischen Debatten über den umstrittenen Elite-Begriff. Mehr als 250 Gäste taten es ihm gleich und kamen im Juni 2009 ins Museum für Kommunikation Berlin. Sie wollten die besten Plakate zum Thema »Elite! Für alle?« sehen (4,6). 218 Design-Studierende hatten beim Plakatwettbewerb des Deutschen Studentenwerks (DSW) mitgemacht; die fünf besten jubelten über 5500 Euro Preisgeld (1). Ein Abend im Zeichen von Elite muss keine steife Angelegenheit sein. Kate Maleike vom Deutschlandfunk (3) hatte ebenso ihren Spaß wie DSW-Präsident Rolf Dobischat (2), Andreas Storm, Parlamentarischer Staatssekretär beim Bundesministerium für Bildung und Forschung, Preisträgerin Antje Kammrath aus Wismar (7), Museumschefin Lieselotte Kugler und DSW-Generalsekretär Achim Meyer auf der Heyde (5, links und rechts). sg





»Ein Leben ohne Schokolade ist möglich, aber sinnlos«

DSW-KURZPORTRÄT

Was essen Eskimos?

Jessica Fischer, 29, Oecotrophologin

Essen als Beruf? Jeden Tag schlemmen, naschen und probieren? Stop – ganz so paradisiatisch ist der Alltag einer Oecotrophologin doch nicht. Jessica Fischer befasst sich im Deutschen Studentenwerk leider nur indirekt mit all den Köstlichkeiten. Seit 2007 arbeitet die Ernährungswissenschaftlerin in der Abteilung Hochschulgastronomie. Hier organisiert sie unter anderem verschiedene Weiterbildungsveranstaltungen, vorwiegend für Köche aus Mensen und Cafeterien der Studentenwerke – jährliches Highlight: die Mensatagung. Darüber hinaus beteiligt sie sich in Arbeitsgruppen zum Qualitätsmanagement und zur Zertifizierung der Studentenwerke. Vorher hat Jessica Fischer im Forschungsinstitut für Kinderernährung gearbeitet und für die »EsKiMo«-Studie des Robert Koch-Instituts das Ess- und Trinkverhalten von Kindern untersucht. Ab und zu wird es dann doch praktisch: Beim Handball (ganz privat), in der DSW-Laufgruppe oder bei der Radtour »Food Concepts Berlin by bike«, die sie mitgeplant und mitgemacht hat. *jaw*

→ jessica.fischer@studentenwerke.de

Foto: Kay Henschelmann

MEDIEN

Nachgelesen

Zehn Jahre Kampf gegen Studiengebühren

Das Aktionsbündnis gegen Studiengebühren (ABS) wird zehn Jahre alt. Gefeierte wird mit einem Jubiläumsband, der eine bemerkenswerte Auswahl an Autoren und Aufsätzen versammelt und Studiengebühren aus juristischer, ökonomischer und politischer Perspektive betrachtet. Bedauerlich ist, dass als politische Akteure in der Studiengebührendebatte lediglich SPD und Grüne vorgestellt werden, andere Parteien nicht. Die im Titel versprochene gesamtgesellschaftliche Auseinandersetzung findet demnach nicht statt, vielmehr beschäftigt sich das politisch linke Spektrum mit sich selbst. Dennoch ist dieses Werk für alle jene, die beruflich oder privat mit Studiengebühren befasst sind, lesenswert. *sp*



Klemens Himpele, Torsten Bultmann (Hg.):
Studiengebühren in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung.
BdWi-Verlag 2009 → www.bdwi.de

Interkulturelle Kompetenz in der Praxis

Länderspezifische Hintergründe und konkrete Lösungsansätze werden von den Teilnehmern in interkulturellen Trainings häufig vermisst. Endlich ein Buch, das sich diesem Anliegen widmet und praxisnahe Hilfestellungen gibt!?



Queis verdeutlicht die Kulturbedingtheit von Lehre und Studium anhand von Konfliktbeispielen aus dem Hochschulalltag und bietet Hinweise zur Vorbeugung von interkulturellen Missverständnissen. Dabei vermittelt der Autor wichtige Hintergrundinformationen, ohne fragwürdige »Patentrezepte« zum Umgang mit ausländischen Studierenden anzupreisen. Dieser Praxis-Ratgeber wird kein gutes interkulturelles Training ersetzen, kann aber einen ersten Einblick in die Erwartungen und das Selbstverständnis Studierender aus China, Osteuropa und islamischen Kulturen bieten. Obwohl sich die Praxis-Tipps vorwiegend an Dozenten der Hochschulen richten, erweisen sie sich sicherlich auch für die Arbeit in den Studentenwerken als dienlich. *zi*

Dietrich von Queis: Interkulturelle Kompetenz.
Praxis-Ratgeber zum Umgang mit internationalen Studierenden.
Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2009 → www.wbg-wissenverbindet.de

IMPRESSUM

DSW-Journal
Magazin des Deutschen Studentenwerks (DSW)
Ausgabe 3/2009

Das DSW-Journal erscheint viermal im Jahr.

Herausgeber: Deutsches Studentenwerk e.V.
Monbijouplatz 11
10178 Berlin

Verantwortlich: Achim Meyer auf der Heyde (amadh),
Generalsekretär

Chefredaktion: Marijke Lass (ml)
marijke.lass@studentenwerke.de

Redaktion:
Prof. Dr. Rolf Dobischat, Sven Engel (se), Jessica Fischer (jf),
Stefan Grob (sg), Sabine Jawurek (jaw), Simon Pabst (sp),
Constantin Quer, Dr. Christiane Schindler (cs), Nicole Wenzel (we),
Angela von Wietersheim (avw), Ulrike Zillmer (zi)

An dieser Ausgabe haben außerdem mitgewirkt:
Armin Himmelrath, Asim Loncaric, Britta Mersch, Anja Schreiber,
Prof. Dr. Wolf Wagner, Jan-Martin Wiarda

Fotos:
AGE fotostock/Standperle, Manuel Ali-Tani/Clemens Schwan,
Die Hoffotografen, DSW, Frank Eidel, fgaer1976/photocase.com,
Harald Fuhr, Ilja C. Hendel, Kay Henschelmann, Udo Hesse,
Hochschule für Gestaltung Offenbach am Main, John Kolter,
Simon Noack, picture-alliance/akg-images, Rapucation,
Virginia Reiner, Studentenwerke Freiburg, Hannover,
Tips Images/F1online,

Karikatur: Heiko Sakurai
www.sakurai-cartoons.de

Grafik: Marie-Annick Le Vaillant

Layout: Kerstin Schröder

Druck: Henrich Druck + Medien GmbH
www.henrich.de

Beratung: Helmut Ortner
www.ortner-concept.de

Anzeigen:
succidia AG, Bodo Fiedler, Tel.: 06151/3 60 56 12,
fiedler@succidia.de, dswjournal-anzeigen@studentenwerke.de
Es gilt die Anzeigenpreisliste vom 1. Januar 2009

Redaktionsanschrift:
Deutsches Studentenwerk e.V.
Redaktion DSW-Journal
Monbijouplatz 11
10178 Berlin
Tel.: +49(0)30-29 77 27-43
Fax: +49(0)30-29 77 27-99
E-Mail: dswjournal@studentenwerke.de
www.studentenwerke.de

Nachdruck und Wiedergabe von Beiträgen aus dem DSW-Journal sind nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion erlaubt.

SPRINGEN SIE!

Rolf Dobischat schreibt an die neue Bundesregierung



Rolf Dobischat,
Präsident des Deutschen
Studentenwerks

Nun denn, Damen und Herren, neue und alte Mitglieder unserer neuen Bundesregierung, frisch auf! Große Aufgaben liegen vor Ihnen, und groß sind die Erwartungen der Bürgerinnen und Bürger.

Ich weiß, Sie werden nicht alles sofort zum Besseren wenden können, was in unserem Land im Argen liegt. Gegen die globale Wirtschaftskrise kann eine nationale Regierung allein wenig ausrichten. Und Sie sind gebunden, an Sachzwänge, an Parteiräson, an Koalitionsvereinbarungen, an die Föderalismusreform, ich weiß. Aber eines können Sie schon: Sie können Vorbild sein. Sie können

gesellschaftliche Stimmungen beeinflussen. Ganz besonders beim Thema Bildung.

Liebes neues Kabinett, Seien Sie Vorbilder, nehmen Sie Ihre wohlklingenden Wahlkampfworte über die Bildung ernst. Nehmen Sie Einfluss auf das gesellschaftliche Klima in Deutschland, werben Sie für die Bildung.

Überlassen Sie das wichtigste Politikfeld unserer Zeit nicht allein dem zuständigen Kabinettsmitglied, überspringen Sie Ressortgrenzen. Warum immer dieses Denken in Zuständigkeiten, Bereichen, Parzellen? Bei der Bildung kommen wir so in hundert Jahren nicht weiter.

Ich wünsche mir eine Bundeswirtschaftsministerin, die für eine kostenlose frühkindliche Bildung und einen Ausbau der Betreuungseinrichtungen wirbt – aus Einsicht in deren volkswirtschaftlichen Nutzen. Ich wünsche mir eine Bundesarbeitsministerin, die sich konkrete Konzepte überlegt, wie man nicht oder gering Qualifizierten Menschen in Deutschland hilft – weil eine »Wissengesellschaft« sozialpo-

litisch dazu verpflichtet ist. Ich wünsche mir eine Bundesfinanzministerin, die eine regelmäßige BAföG-Erhöhung anmahnt – weil sie nicht will, dass Hochschulbildung zum Privileg einer Klasse wird. Ich wünsche mir eine Bundesbildungsministerin, die sich gegen Studiengebühren ausspricht – weil alle Bildungsinstitutionen in Deutschland in Zukunft so ausreichend finanziert werden, dass sie auf zusätzliche Gebühren getrost verzichten können.

Ich wünsche mir eine Regierung, die eine gesamtstaatliche, gesamtgesellschaftliche Verantwortung dafür übernimmt, dass in unserem Land Bildungschancen gerechter verteilt werden. Dass unsere Kitas, Schulen, Hochschulen nicht nur renoviert, sondern auch mit einem frischen Geist und vielen, vielen Menschen ausgestattet werden, die sich

»Ich wünsche mir, dass in unserem Land Bildungschancen gerechter verteilt werden«

auf die vielen, vielen Menschen freuen, die bei ihnen etwas lernen wollen.

Wir können eine Bildungsrepublik Deutschland werden, liebe neue Bundesregierung. Aber dazu müssen Sie, verehrte Damen und Herren, gemeinsam vorangehen. Es stünde Ihnen gut an.

Ganz der Ihre: Rolf Dobischat

rolf.dobischat@studentenwerke.de



... damit Studieren gelingt!



Wohnen • Essen & Trinken
 Kultur • BAföG • Kinderbetreuung
 Internationales • Beratung



Die Studentenwerke – Service rund ums Studium



Deutsches Studentenwerk

www.studentenwerke.de

 terre des hommes
Hilfe für Kinder in Not



Spuren...

... hinterlässt jeder Krieg bei den Menschen.

Kinder sind die Hauptleidtragenden: Sie erleben Trennung und Flucht, Angst und Gewalt. Viele bleiben mit ihren schrecklichen Erfahrungen allein. Auch wenn die Kinder dem Krieg entkommen sind, tragen sie schwer an seinem Erbe.

Unterstützen Sie diese Kinder
auf dem Weg in den Frieden – mit Ihrer Spende!

Weitere Informationen unter
Telefon 0541/7101-128

terre des hommes
Hilfe für Kinder in Not
Ruppenkampstraße 11a
49084 Osnabrück

Spendenkonto 700 800 700
Volksbank Osnabrück eG
BLZ 265 900 25
www.tdh.de